2,00 DM / Band 749
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Drei Schöne für die Hölle

John Sinclair Nr. 749

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 10.11.1992

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Drei Schöne für die Hölle

Jolanda Norman trat aus der Dusche, ärgerte sich über die Dunstschwaden, die ihr die Sicht vernebelten, und blieb wie angewurzelt stehen. Sie hatte mit einer automatischen Bewegung nach dem flauschigen Badetuch gegriffen, um es sich um den Körper zu wickeln, doch sie ließ es bleiben.

Etwas stimmte nicht mehr. Etwas war anders geworden, so anders wie nie zuvor. Jolanda überlegte.

Es waren Gedanken, die blitzlichtartig aufzuckten, wieder zusammensanken und neue produzierten.

Intensiv forschte sie nach einem Grund für diese Veränderung, die sie selbst nicht zu Gesicht bekam.

Plötzlich wußte sie es.

Sie war nicht mehr allein!

Der Gedanke daran trieb ihr einen kalten Schauer über den Rücken und auch durch den Körper. Das Herz schlug plötzlich schneller. Zwar konnte sie nichts Konkretes sehen, doch das Gefühl dröhnte auf sie ein wie eine bittere Wahrheit.

Nicht mehr allein.

Zu zweit in der zugegeben geräumigen Dusche.

Und sie war nackt!

Jolanda starrte nach vorn, wo die Dampfschwaden aus der Duschkabine einfach nicht verschwinden wollten und sich zu regelrechten Wolken zusammengezogen hatten.

So dicht hatte sie den Dunst noch nie zuvor erlebt. Er trieb mit ihr sein Spiel, und er kam ihr vor wie eine Ansammlung von Gespenstern aus dem Jenseits.

Die Frau hörte sich keuchen, und es gefiel ihr nicht. Über ihre Lippen drang die Luft stoßweise, und ihr gesamter Körper war zu einem hochsensiblen Instrument geworden. Mit jeder Pore in der Haut spürte sie die Gefahr, die auf sie zukroch, aber trotzdem nicht zu sehen war. Sie starrte in den Dunst, als läge darin die Lösung all ihrer Probleme.

Jolanda gehörte zwar zu den kreativen Menschen, das mußte sie in ihrem Job als Mode-Designerin auch sein, aber sie war gleichzeitig realistisch genug, um nicht an Gespenster zu glauben. Die gab es nicht. Geister und Gespenster gehörten ins Reich der Phantasie, in die Welt der Märchen und Legenden. In diesen Augenblicken aber kippte der alte Glaube. Da wurde ihr so grauenhaft bewußt, daß sich die Gespenster doch irgendwo aufhalten konnten, daß es sie gab und die unheimlichen, geisterhaften Gestalten das Jenseits verlassen hatten. Noch versteckten sie sich in den grauen Schwaden, obwohl sie sich dort bewegten und immer neue Figuren schufen, als wäre ein Motor dabei, sie anzutreiben. Sie rollten lautlos, sie dehnten sich aus, sie zogen sich wieder zusammen, sie schufen Bilder und Gestalten, aber niemals klar, sondern stets von einem dunstigen Schleier umweht, so daß Jolanda mehr ihre Phantasie spielen lassen mußte, um überhaupt etwas zu erkennen.

Sie zitterte dabei am gesamten Leib, und die Zeit schien eingefroren zu sein.

Nichts ging mehr…

Sie war allein.

Ob Minuten oder Sekunden verstrichen waren, konnte sie nicht sagen. In dieser Dusche war eben alles anders geworden, da waren die innersten Gefühle nach außen gekehrt, und sie spürte den Druck, der sich von verschiedenen Seiten auf ihren Magen gelegt hatte, als wollte er ihn zu einem Klumpen zusammenpressen.

Sie konnte nicht gehen, obwohl die Tür nur wenige Schritte von ihr entfernt lag.

Zwischen ihr und der Tür wallten die Schwaden, als hätte sie das Maul eines Riesen aufgestoßen.

Erst jetzt stellte sie fest, in welch einer verkrampften Haltung sie sich aufhielt. Den rechten Arm zur Seite weggestreckt. An der Hand hing noch das Badetuch. Im Prinzip war es leicht und flauschig, durch ihre verkrampfte Haltung aber schien es Zentner zu wiegen.

Was tun?

Noch immer schaute sie gegen die wallende Wand. Die Nackenhaut hatte sich zusammengezogen, Flüsse aus Eis krochen ihren Nacken und dann den Rücken hinab.

Jolanda Norman fror…

Es war kein normales Frieren, wie sie es an kalten Wintertagen erlebte, wenn sie nicht warm genug gekleidet war. Dieses Frieren hatte eine andere Ursache. Nie zuvor hatte sie es so deutlich erlebt. Es erwischte sie gleich von zwei Seiten, von innen und von außen. Es drang in sie ein, es wollte alles vereisen.

Sie trat aus der Wolke!

Jolanda schauderte zusammen. Ihr Gesicht war von einer kalten Schicht bedeckt. Furcht und Kälte drückten auch ihren Magen zusammen. Schweiß war auf ihre Stirn getreten.

Und dann sah sie die Gestalt.

Das Wesen war nicht leibhaftig, es hatte sich in den Dunst integriert, es war ein Stück davon, es war möglicherweise der Dunst selbst. Für Jolanda war er plötzlich zu einem Gruß aus dem Jenseits geworden. Da war ein Toter als Geist zurückgekehrt.

Sie hörte sich ächzen.

Es war der erste Laut, den sie produzierte, nachdem sie die Dusche verlassen hatte.

Und sie bewegte sich.

Zuerst fiel das Badetuch von ihrer Hand. Es sank wie eine leichte Fahne zu Boden und faltete sich dort zusammen. Als heller Berg blieb es liegen.

Sie zitterte weiter. Dabei hob sie ihren rechten Arm an und wunderte sich, daß sie das überhaupt schaffte. Jolanda streckte ihre Hand aus, die Fläche bildete zusammen mit den Fingern eine Gerade, und mit ihr strich sie über ihren Körper hinweg. Sie berührte dabei die Haut unter der Brust - und ihr Gesicht verzerrte sich in einem wahnsinnigen Schrecken, denn was sie da erlebte, war einfach nicht möglich. Das… das durfte nicht wahr sein, unbegreiflich.

Etwas lag auf ihrer Haut.

Eine Schicht. Ja, eine Schicht. Sie fühlte sicherheitshalber noch einmal nach, es war eine Schicht, die sich aus zahlreichen Kristallen zusammensetzte.

Eis!

Ihr Mund öffnete sich zu einem Schrei, der aber blieb in der Kehle stecken, und so bot die unbekleidete Frau ein Bild des Schreckens, als sie sich zur Seite bewegte, und bei jedem dieser kleinen Schritte den Eindruck hatte, als würde die dünne Kruste aus Eis, die ihren gesamten Körper bedeckte, allmählich brechen.

»Nein… nein…«

Mehr konnte sie nicht sagen. Wie der sterbende Schwan, von einer Tänzerin auf der Bühne aufgeführt, brach sie zusammen und blieb vor der Badewanne liegen.

Erledigt, fertig…

Sie spürte, daß sie kein Mensch mehr war. Sie konnte sich nicht wehren. Sie war hilflos wie ein verwundetes Tier, und sie hörte plötzlich eine Stimme.

Geisterhaft umwallte sie die Stimme, als wären die Schwaden zu Worten geworden.

Jolanda verstand nicht, was die Stimme sagte. Nur Fragmente drangen in ihr Hirn.

»Nicht weg… noch im Haus… es gehört mir… ich habe zu sagen… wirst es sehen…«

Jolandas Kopf sank nach vorn. Die Frau wußte nicht, ob sie träumte oder tatsächlich die Wahrheit gehört hatte. Alles war so schrecklich verschwommen, sie spürte plötzlich den Schmerz im Kopf.

Irgendwann kroch sie über den gefliesten Boden, bis sie auf etwas Weiches traf und feststellte, daß es ihr Badetuch war. Sie zog es an sich und wickelte sich darin ein. Mit dem Rücken lehnte sie am Rand der Wanne. Ihre Zähne klapperten aufeinander, so sehr fror sie plötzlich, und die Decke des Raumes war für sie zu einem drückenden Himmel geworden, der ihr den Atem rauben wollte.

Wann sie es endlich geschafft hatte, aufzustehen, konnte sie nicht mehr sagen.

Jedenfalls war das Eis von ihrem Körper verschwunden, die Haut zeigte wieder die normale Wärme.

Jolanda fiel gegen die Tür und hämmerte einige Male gegen das Holz. »Verrückt!« keuchte sie. »Ich bin verrückt. Ich bin… ich bin völlig durchgedreht, überarbeitet. Die verfluchte Kollektion ist einfach zu viel für mich gewesen…«

Jolanda hatte schon davon gehört, daß Menschen durchdrehten, wenn sie zuviel arbeiteten. Das mußte jetzt bei ihr ebenfalls eingetreten sein, obgleich sie sich nie hätte vorstellen können, daß gerade sie davon erwischt wurde.

Was ich brauche, ist ein Psychiater, dachte sie. Ich brauche einen Seelenklempner, und sie überlegte bereits, zu welchem sie gehen sollte, während sie sich anzog. Sie kannte einige Namen. Kollegen hatten sie ihr genannt. In London lebten zahlreiche Psychiater wie die

Maden im Speck, denn es gab in der Riesenstadt genügend Spinner. Beinahe wie in New York.

»Wenn das hier vorbei ist, gehe ich hin«, schwor sich Jolanda. Danach öffnete sie die Tür und verließ das Bad…

***

»Bancroft Haus«, flüsterte ich, schüttelte den Kopf und stemmte mein Kinn gegen die Handflächen.

»Es darf nicht wahr sein. Es ist ein irrer Zufall, es ist einfach verrückt.«

Mein Freund Suko, der sich ebenfalls im Büro befand, reagierte weniger gefühlsbeladen. »Nun beruhige dich mal, Bill Conolly wird ja gleich eintreffen.«

Ich hob den Kopf leicht und schaute den Inspektor an. »Ja, aber glaube nicht, daß er sich besser fühlt als ich. Schließlich ist es seine Frau, die sich dort aufhält.«

»Da hast du leider recht.«

Ich ließ die Arme sinken und ballte vor Wut und Zorn die Hände zu Fäusten.

Dieser Fall war verrückt, einfach nicht zu fassen gewesen. Wir waren in ihn hineingestolpert, aber ich wollte an den Begriff Zufall nicht mehr glauben. In dieser Welt gab es keinen Zufall mehr. Alles war vorherbestimmt, alles hatte es schon einmal gegeben, alles würde es noch geben. Es war ein Kreislauf, eine theoretische Spekulation von Wissenschaftlern, doch ich mußte bei der Praxis bleiben, und die lag erst einige Stunden zurück.

Wir hatten in einem Taubenschlag einen dreifachen Killer gestoppt, bevor es ihm gelungen war, einen zehn- oder elfjährigen Jungen zu töten.

Dieser Killer war ein wahnsinniges Bündel Mensch gewesen, der sich mit den Mächten der Finsternis verbündet hatte, genauer gesagt, mit dem Satan.

Um dies zu dokumentieren, hatte er sich eine Eisenkrone auf den Kopf gesetzt, die das Bild des Teufels zeigte. Der Killer, er hieß Elliot Bates, war bei unserem Einsatz schwer verletzt worden, hatte sich jedoch rasend schnell erholt, was für die Ärzte einem medizinischen Wunder gleichgekommen war.

Wir hatten den Killer im Krankenhaus besucht und hatten auch sein Ende mitbekommen. Es war schließlich die Krone gewesen, die ihn getötet hatte.

Wahrscheinlich deshalb, weil der Teufel seinen Diener nicht mehr haben wollte.

Aber jetzt hatten wir Blut geleckt. Wir mußten mehr wissen, wir brauchten Hintergründe, was sein Leben anging, und er selbst hatte

uns einen Namen genannt.
Lady Bancroft!
Durch einen Adeligen, der sich auskannte, hatten wir etwas mehr über die Person erfahren und wußten nun, daß ihr Haus nach ihrem Ableben verkauft worden war.
Eben das berühmte Bancroft-Haus, in dem sich ausgerechnet die Frau unseres Freundes Bill Conolly - Sheila - aufhielt. Wäre Bill nicht als Strohwitwer von einer gewissen Langeweile und Neugierde zugleich geprägt gewesen, hätten wir überhaupt nicht erfahren, wo sich Sheila aufhielt. Das Haus lag in der Provinz Essex. Suko und ich hatten vorgehabt, ihm am nächsten Tag einen Besuch abzustatten, das jedoch kam nicht mehr in Frage. Wir würden noch an diesem Tag fahren, und zwar zu dritt, denn Bill würde auf keinen Fall in seinem Haus bleiben.
»Jetzt brauche ich noch einen Kaffee«, sagte ich zu Suko und stand auf.
Glenda war noch da. Sie hatte mit der Ablage zu tun und war auch informiert worden. Als ich ihr Büro betrat, drehte sie sich um. »Du siehst aus, John, als könntest du einen Kaffee vertragen.«
»Einen?«
Sie lächelte. »Die Kanne ist voll.«
»Danke.«
Glenda stand auf und holte mir eine besonders große Tasse. Es war schon ein Becher, den ich, wenn ich ihn anhob, mit beiden Händen umfassen mußte.
Ich füllte ihn fast bis zum Rand und trank die ersten Schlucke. Sie taten mir gut, aber das ungute Gefühl konnten sie trotzdem nicht vertreiben.
»Was hat Sheila nur in dieses Haus getrieben?«
Ich ließ mich auf der Schreibtischkante nieder und stellte die Tasse ab. »Das kann ich dir sagen, Glenda. Sie wollte eine Freundin besuchen. Nicht mehr und nicht weniger.«
»Ach so.«
»Und da hat es sie erwischt.«
»Bist du sicher?«
»Nein.«
»Dann würde ich auch an deiner Stelle nicht so deprimiert sein. Laß alles auf dich zukommen.«
Ich trank den Kaffee, dachte nach und schaute aus dem Bürofenster. »Das ist alles so einfach gesagt, Sheila, aber trotzdem gibt es verdammt viele Probleme. Es passiert ja immer wieder, daß es uns erwischt. Das ist wie ein fortwährender Fluch, dem du nicht entrinnen kannst. Es ist einfach nicht mehr zu fassen. Ich bin verdammt lange in diesem Job, aber begreifen kann ich es nicht.«
»Ich auch nicht.«

»Wie tröstlich.«
»Willst du mich jetzt auf den Arm nehmen?«
»Das käme mir nicht in den Sinn. Wenigstens nicht im übertragenen.«
Es klopfte. Bevor einer von uns das ›Come in‹ rufen konnte, betrat Bill Conolly den Raum.
Ein Freund, mein ältester Freund, ein Mann, der in seinem Leben alle Höhen und Tiefen durchgemacht hatte, dessen Schicksal Bücher hätte füllen können, der aber unter den Schlägen noch nicht zusammengebrochen war und seine Familie bisher hatte halten können.
Jetzt war er wieder einmal bleich im Gesicht. Er strich über sein braunes Haar und lehnte sich neben der Tür gegen die Wand. Glenda stand auf, schenkte Kaffee ein und drückte Bill die Tasse in die Hand, bevor dieser überhaupt ein Wort hatte sagen können.
»So, jetzt komm erst einmal zu dir.«
»Danke, Glenda.«
Bill war schweißnaß. Er trank den heißen Kaffee und schwitzte noch mehr. Wir ließen ihn beide in Ruhe. Mit der Tasse zwischen den Händen durchwanderte er das Büro bis zu einem freien Stuhl, auf dem er sich niederließ.
Dort stieß er die Luft aus und stellte eine erste Frage. »Könnt ihr das begreifen?«
»Nein.«
»Danke, ich auch nicht.«
»Okay, Bill, jetzt komm mal zur Sache. Was ist geschehen?« Hinter mir öffnete sich die Tür, und Suko betrat das Vorzimmer. Er nickte Bill zu, der grüßte kaum zurück, weil er zu tief in Gedanken versunken war.
»Sie wollte mal wieder etwas Modeluft schnuppern, die Gute. Ist ja auch verständlich, wenn man daran denkt, daß sie früher selbst in die Branche hatte einsteigen wollen.«
»Und deshalb fuhr sie zu diesem Haus?«
»Ja, in das Bancroft-Haus. Es ist von einer Freundin gekauft worden. Sie heißt Jolanda Norman.«
»Die kenne ich!« rief Glenda. Zumindest ihre Mode. Sie hat das Logo JN. Macht gute Sachen.
Bill winkte ab. »Das ist mir egal. Jedenfalls wollte Jolanda meiner Sheila die neue Kollektion für den nächsten Herbst und Winter vorstellen. Sie hatte auch drei Models eingeladen, die die Fummel vorführen sollen. Sheila freute sich wahnsinnig auf die drei Tage, wurde sie doch wieder an alte Zeiten erinnert. Nun- ja, sie fuhr, und ich habe ihr diesen kleinen Urlaub von der Familie gegönnt. Ich wollte mir ja auch mit euch heute einen schönen Abend machen, bis ich dich anrief, John, und der Begriff Bancroft-Haus fiel.«

»Hast du dort angerufen, Bill?«
»Natürlich.«
»Und?«
Er hob den Kopf. Seine Augen verengten sich, der Mund wurde zu einem Strich. »Willst du raten?«
»Keine Verbindung?«
»So ist es. Es hat sich niemand gemeldet. Es konnte sich auch niemand melden, denn die verdammte Leitung war tot. Verstehst du? Einfach nicht mehr da.«
»Gekappt?«
»Was weiß ich? Irgendwie unterbrochen, und daran trägt allein das Haus die Schuld. Wer kann denn sagen, in welch einer Falle Sheila steckt. Und als du mir die Sache mit dem Killer Elliot Bates erzählt hast, da war mir einiges klar.«
»Bates ist tot, Bill.«
»Das gibt mir weder Mut noch Sicherheit.«
»Kann ich verstehen. Es wird trotzdem bei unserem Plan bleiben. Wir fahren noch heute.«
Der Reporter nickte. »Ja, und ob wir fahren. Welchen Wagen nehmen wir?«
»Meinen BMW!« meldete sich Suko von der Tür her.
»Okay, dann laß ich den Porsche hier stehen. Ich fühle mich auch überfordert, wenn ich mich hinter das Steuer setzen soll.« Er stand auf. Seine Hände zitterten so stark, daß ich mich gezwungen sah, ihm die Tasse abzunehmen.
»Einige Minuten müssen wir noch bleiben.«
»Warum?«
»Weil wir noch auf die Krone warten, die uns ein Bote aus dem Krankenhaus bringen soll.«
»Ja, klar, davon hast du ja am Telefon gesprochen.« Bill schluckte. »Da ich nicht fahren muß, würdest du so freundlich sein und einem alten Kumpel einen Doppelten einschenken?«
»Du kannst sogar einen dreifachen Drink haben.«
»Der würde mich betrunken machen.«
Bill bekam seinen Whisky. Er hatte das Glas noch nicht leer, als man uns die Krone brachte.
Sie hatte nicht mehr die alte Form, war zusammengeschmolzen und dann wieder erkaltet. Die Fratze des Teufels aber konnten wir noch deutlich an der Vorderseite erkennen.
Bill besah sie sich voller Mißtrauen. »Was hat dieses krumme Ding denn mit dem Haus zu tun?«
»Das mein, lieber Bill, werden wir sehr bald herausgefunden haben.«
»Okay, hoffentlich!«

***

Sheila Conolly hatte etwa die Hälfte des verwilderten Gartens hinter sich gelassen, als sie spürte, wie sie allmählich wieder in den Normalzustand hineinglitt und die Ereignisse der letzten Minuten sich in ihrer Erinnerung vernebelten.

Es war fruchtbar gewesen. Sie war sich vorgekommen wie jemand, der in diesem von Sonnenlicht erfüllten Garten zwei Welten erlebt hatte. Eine normale und eine schreckliche, eine dumpfe, die von den Kräften des Totenreichs beherrscht wurde.

Und diese Welt lag nicht draußen, sondern war eingesperrt gewesen in einem kleinen Gartenhaus, von dem Sheila wie magnetisch angezogen worden war.

Dort hatte sie dann die schreckliche Entdeckung gemacht. Versteckt in drei mit Erde gefüllten Blumenkübeln lagen die bleichen Gebeine einer Leiche.

Dies allein hätte schon gereicht, um ihr Angst einzuflößen, doch es war noch etwas hinzugekommen. Sehr deutlich hatte sie die Anwesenheit eines Geistes gespürt, einer Totenfrau, die ihr nicht unbekannt war, denn in dem Haus war sie ihr ebenfalls begegnet. Grau, schmutzig, bleich und eine Laterne in der Hand haltend. Dabei hatte sie ein erdbraunes Kleid getragen und sie aus Augen angeblickt, von denen nur eines noch vorhanden war. Das rechte gab es nicht mehr. Dort befand sich der Eingang zu einer finsteren Höhle. So jedenfalls hatte das Auge auf Sheila Conolly gewirkt.

Hatte sie bisher noch gezweifelt, so stand nach dem Verlassen des Gartenhauses für Sheila fest, daß es in dieser Umgebung nicht mit rechten Dingen zuging, und daß auch das Bancroft-Haus mit einem Fluch belegt worden war.

Sheila gehörte nicht zu den unbedarften Personen. Sie wußte, daß es gefährliche, schwarzmagische Mächte gab. Oft genug hatten diese selbst in das Leben der Familie Conolly eingegriffen - sie brauchte da nur an Nadine Berger zu denken -, aber jetzt wollte sie nicht mehr. Sie hatte immer gehofft, daß die Zeit der direkten Konfrontation vorbei war. Die Familie ging ihr vor, Sheila setzte sie an die erste Stelle, nur blieb dies leider ein Wunschtraum.

Zu tief waren sie, ihr Mann Bill und manchmal auch Johnny in die Schatten der Vergangenheit verstrickt, so daß es immer wieder Verbindungen gab, in die sie hineinstolperte.

So wie jetzt.

Wie in diesem Haus und dem herrlichen Garten, der sich an der Vorder- und an der Rückseite ausbreitete.

Sheila konnte es nicht glauben, daß jenseits dieser strahlenden Helle etwas Schlimmes, Grausames und Tödliches lauern konnte. Der Garten sah aus, als hätte die Natur ein Frühlingsfest vorbereitet und es auf einem Tablett serviert.

Blühende Sommerblumen, das frische Grün an den Bäumen und Sträuchern, das Reich der Vögel, die zwitschernd durch die blaue Luft segelten. Sheila hatte Blaumeisen, Spatzen und auch Amseln erkannt. Viele Vögel balgten miteinander, kreischten und schrieen um die Wette oder tobten noch durch die etwas lichten Kronen der Bäume.

Eigentlich ein wunderschöner Tag, eine herrliche Gegend, da kam niemand auf den Gedanken, an eine dermaßen fürchterliche Gefahr zu denken. Daß sich die Toten rächen konnten und ihrer Welt entstiegen. Sheila schauderte, als sie an ihr Erlebnis dachte. Sie konnte es nicht einordnen, sie würde es aus eigener Kraft auch nicht lösen können, und deshalb blieb ihr nur eine Möglichkeit.

Sie mußte so rasch wie möglich Bill anrufen. Der sollte sich dann mit John Sinclair in Verbindung setzen, denn was sie hier erlebt hatte, war ein Fall für ihn.

Bill würde sie für verrückt halten, daß ausgerechnet ihr das passiert war. Einer Sheila Conolly, die sich weigerte, die Mächte der Finsternis in ihrem Bereich zu akzeptieren. Aber er würde nicht mehr lachen, wenn er von den bleichen Gebeinen erfuhr und von dem beinahe in zwei Hälften geteilten Schädel.

Als Sheila an ihn dachte, überkam sie ein Schauer. Dieser Schädel war einfach schlimm gewesen.

Da hatte jemand eine Person umbringen wollen, und sie fragte sich, wem der Kopf einmal gehört hatte und wer der Killer dieser Person gewesen war.

Hier mußte sich ein gewaltiges Drama abgespielt haben, in dem die geheimnisvolle Totenfrau eine bestimmte Rolle spielte. Das Rätsel hing mit ihr und dem Haus zusammen, und möglicherweise wußte Jolanda Norman mehr darüber.

Wie würde sie reagieren, wenn Sheila ihr berichtete, was ihr widerfahren war?

Würde sie ausgelacht werden, oder würde Jolanda nicken und ihr erklären, daß es schon ein gewisses Geheimnis hier gab? Sheila wußte es nicht. Sie wollte Jolanda auch nicht in eine Ecke drängen, sondern ihr so normal wie möglich gegenübertreten.

Endlich hatte sie die Rückseite des Hauses erreicht und atmete auf, als sie sich gegen das von Efeu und anderen Pflanzen berankte Mauerwerk lehnte. Sie fühlte sich von dem Mauerwerk geborgen, es gab ihr den nötigen Schutz. Und auch die warmen Strahlen der Sonne sowie das Summen der Insekten taten ihr übriges, um Sheila das große Grauen vergessen zu lassen.

Vor ihr lag die blühende Wildnis, wo es nur Pfade und keine plattierten Wege gab und der Zaun am Ende des Grundstücks sehr brüchig aussah. Im Gegensatz zu dem, der als weißes Gatter seinen Willkommensgruß an der Vorderseite entbot und einen sehr

gepflegten Garten dabei begrenzte.
Sheila drehte sich um. Die Tür an der Rückseite ließ sich leicht aufziehen. Sie ging etwas taumelig über die Schwelle und wurde diesmal nicht von dem Gefühl überfallen, in dem Haus geborgen zu sein. Ihre Freundin mußte eine Kompanie von Handwerkern beschäftigt haben, um es zu renovieren, was auch phantastisch gelungen war. Helle Farben hatten die alte Düsternis vertrieben, nichts erinnerte mehr an etwas Unheimliches. Dieses Haus konnte einen Besucher bei seinem Eintritt nur positiv entgegenkommen und froh machen.
Warum geschah das nicht?
Waren es einfach ihre Gedanken, die nicht mitspielten, weil sie sich zu sehr um die schrecklichen Erlebnisse drehten, die hinter ihr lagen? Hatten diese sich so unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingeprägt, daß sie für die Schönheiten der Umgebung keinen Blick mehr hatte? War das Grauen so stark gewesen?
Sie schüttelte den Kopf. Nein, der Eindruck verschwand nicht so ohne weiteres.
Sheila ging durch den schmalen Flur neben der Treppe. Die hell gestrichenen Wände kamen ihr jetzt totenbleich vor, obwohl das Unsinn war. Es war auch nichts zu hören, nur die eigenen Schritte, ansonsten blieb es still.
Dabei mußte Jolanda im Haus sein.
Warum sagte sie nichts? Die Modefrau war eine wahnsinnig spontane Person, immer in Action, immer voller Ideen, die sie auch augenblicklich verwirklichen mußte. Sie allein konnte schon ein leeres Haus irgendwie ausfüllen.
Nichts zu hören.
Keine Musik, keine Stimme…
Sheila blieb neben der ersten Treppenstufe stehen. Automatisch fuhr sie über ihre rechte Schulter, wo einige Kirschblüten auf dem Stoff klebten. Sie hatte sich notdürftig gereinigt, noch immer klebte der Dreck an ihren Fingern.
Hatte ihre Freundin das Haus verlassen?
Das wollte Sheila nicht glauben. Bevor sie nach oben ging, rief sie nach Jolanda.
Es überraschte sie beinahe, als sie Antwort bekam. Nicht von oben, denn Jolanda Norman hielt sich in ihrem Arbeitsraum, dem sehr geräumigen Atelier auf.
»Sheila - endlich!«
Das klang nicht gut, obwohl sie einen erleichterten Ton hervorgehört hatte. So kannte sie Jolanda nicht. Die Stimme hatte sich müde und gleichzeitig angsterfüllt angehört. Die Tür zum Atelier stand offen. Sheila betrat die Werkstatt, wo sich nichts verändert hatte. Sogar die

Reste des Imbisses waren nicht abgeräumt worden.
Jolanda Norman hatte sich auf einen der Klappstühle gesetzt, sah müde aus und starrte zu Boden, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. Ihre Schultern hingen nach unten, das Gesicht war bleich, die Beine hatte sie gespreizt und ihre zusammengefalteten Hände im Schoß vergraben. Sie wagte es kaum, den Kopf zu heben, und Sheila sah, daß ihre Freundin eine dicke Gänsehaut bekommen hatte.
»Jolanda…?«
Die Haut an ihrem Hals bewegte sich, als sie schluckte. Dann schaute sie nach vorn.
Angst! Mein Gott, sie hat Angst! Die steht in ihren Augen wie festgeschrieben! Diese Gedanken huschten durch Sheilas Hirn. Ein Mensch, der etwas Schlimmes durchgemacht hatte, sah aus wie sie, und Sheila ging langsam auf sie zu.
Mit einer trägen Bewegung hob Jolanda die Arme an und streckte Sheila ihre Hände entgegen. »Bitte«, flüsterte sie, »bitte, Sheila. Faß mich an, nimm meine Hände. Bitte, ich möchte dich, ich möchte das Leben spüren…«
Sheila verstand die Welt nicht mehr. Diese Sätze aus dem Mund einer Person wie Jolanda zu hören, wollte ihr nicht in den Sinn. Das… das überriß sie einfach nicht, und deshalb zögerte sie auch, nach den Händen der Freundin zu greifen. Es war überhaupt nicht deren Art, mit diesen wohlgestelzten Worten zu reden. Es erinnerte Sheila an einen schlecht gespielten Akt auf der Theaterbühne. Das allerdings war er nicht. Sie hatte nicht zu fragen brauchen und wußte trotzdem, daß Jolanda etwas Schlimmes passiert sein mußte.
»Ja, Jolanda, ja…«
Die Finger zitterten, als sie auf Sheilas Handflächen lagen. Auch die Lippen in Jolandas bleichem Gesicht bewegten sich, aber sie brachte es nicht fertig, ein Wort zu sagen.
»Was ist passiert?« flüsterte Sheila.
Jolanda schaute ins Leere. Der Ausdruck in ihren Augen bekam einen bestimmten Glanz, als wäre sie dabei, in die Vergangenheit zu blicken, um den Schrecken noch einmal hervorzuholen. »Ich… ich wäre beinahe gestorben«, berichtete sie mit einer Stimme, die einer Frau als auch einem Mann hätte gehören können.
Sheila erschrak, schaute die Freundin genauer an und stellte fest, daß sie nicht log. Dann hätte sie anders ausgesehen. Trotzdem fragte sie noch einmal nach. »Du wärst fast gestorben?«
»Erfroren.«
»Hier?«
Jolanda nickte. »Im Haus, Sheila. In der Dusche in meinem eigenen Haus. Es war furchtbar.«
Sheila Conolly schwieg. Sie hob den Kopf an, schaute durch das

große Fenster hinaus in den Garten, der im Licht der Sonne badete und ihr eine Welt präsentierte, die einfach wunderbar war.

»Du hast dich nicht geirrt?«

»Nein, Sheila. Ich… ich war nicht mehr allein. Der Dunst verwandelte sich in Eis. Da war jemand, ein Geist, ein Gespenst. Ich habe das Grauen erlebt. Eis… Eis auf meinem nackten Körper.« Sie schüttelte sich und bekam eine noch stärkere Gänsehaut.

Sheila biß auf ihre Lippen. Ihre Gedanken drehten sich im Kreis. Sie versuchte krampfhaft, eine Verbindung zu dem zu schaffen, was sie in der letzten Zeit erlebt hatte.

Beiden war etwas begegnet, das der Verstand nicht fassen wollte. Da gab es einen Riß, aber Sheila war noch eher bereit, die unheimlichen Vorgänge zu akzeptieren, denn sie hatte darin eine gewisse Erfahrung.

Jolanda schaute in ihr Gesicht. Sie wollte eine Erklärung. In ihren Augen stand plötzlich ein Flehen, aber Sheila war nicht in der Lage, sie aufzuklären. Sie wollte es auch nicht. Erst mußte sie genau wissen, was Jolanda durchgemacht hatte.

»Kannst du mir etwas Genaues sagen?«

»Das Eis…«

»War wirklich jemand da?«

Jolanda bewegte ihren Kopf nach rechts und nach links. Sie wußte nicht, wie sie anfangen sollte.

Die Erinnerungen an das schreckliche Erlebnis hielten sie noch zu stark in ihrem Bann. Kälte durchrieselte sie und hinterließ auf den Händen eine zweite Haut. Sheila hatte so etwas selten gesehen, demnach mußte das Erlebnis ihrer Freundin wahnsinnig intensiv gewesen sein.

»Das Eis«, begann sie wieder. »Es war wie ein Hauch aus einer anderen Welt. Ein Besuch von einem… einem Toten. Er… er kam zu mir und hat mich gepackt. Es war so schlimm, einfach so schlimm. Ich kann es nicht fassen.«

»Das verstehe ich. Aber du mußt doch etwas gesehen haben.«

»Nur gespürt«, flüsterte sie mit zitternden, vor Kälte leicht bläulich gewordenen Lippen. »Ich habe nur etwas, gespürt, das war alles. Dieser Hauch, der über mich kam wie ein Zeltdach. Der… der war nicht von dieser Welt.« Sie schluckte, holte tief Luft. »Er… er war… aus dem Jenseits.« Sie klammerte sich fester an Sheilas Hände. »Ja, du mußt mir glauben. Der war aus dem Jenseits. Ich habe ihn deutlich gespürt, Sheila. Ich kann es sonst nicht beschreiben. Es kam so wahnsinnig über mich.«

Sie schüttelte den Kopf, dann sackte die Stimme wieder ab und wurde dumpf, als wäre sie in einer tiefen Gruft geborgen. »Es war der Kontakt mit dem Tod.«

Sheila Conolly befeuchtete ihre Lippen. Auf der Zunge spürte sie

einen bitteren Geschmack. Sie konnte sich schon vorstellen, was Jolanda mit einer Kälte gemeint hatte, denn auch sie hatte allmählich den Eindruck, als würde ihr Blut vereisen.

Sheila fror…

Jolanda stand auf, ohne die Hände der Freundin loszulassen. Beide Frauen waren ungefähr gleich groß, deshalb konnten sie sich auch in die Augen schauen.

Sheila sah in denen ihrer Freundin eine irrsinnige Furcht bei dem Gedanken an die Vergangenheit.

Sie selbst wußte nicht, welchen Rat sie ihr geben sollte, denn auch sie hatte diesen Schrecken noch nicht verdaut, aber in diesem Fall war sie einfach die stärkere Person, und sie schwor sich, Jolanda Mut zu machen, so schwer ihr dies auch fiel. Jetzt war sie sogar froh, daß ihr Leben nicht so verlaufen war wie das eines normalen Bürgers, denn Erfahrungen mit den Mächten der Finsternis konnten nur von Vorteil sein.

»Hast du etwas Bestimmtes gespürt?« fragte sie.

Jolanda war ein wenig verwirrt. »Was… was sollte ich denn gespürt haben?«

»Nahm dieser Geist oder dieses Wesen Kontakt mit dir auf? Hat er das geschafft?«

Sie überlegte und runzelte die Stirn. Dann flüsterte sie: »Können Geister denn reden?«

Sheilas Lippen bewegten sich bei einem knappen Lächeln. »So direkt meine ich das nicht, Jolanda. Es ist doch möglich, daß dieses Wesen auf eine andere Art und Weise mit dir in Kontakt getreten ist. Oder liege ich da falsch?«

»Bitte, ich verstehe dich nicht.«

»Ist dieses Wesen in dein eigenes Denken eingedrungen?«

Noch einen Moment überlegte sie, bevor der erneute Schrecken ihr Gesicht zeichnete. »Ja, Sheila, ja! Ich erinnere mich wieder. Es war so… es war so«, wiederholte sie. »Der Geist hat Kontakt aufgenommen. Ich weiß aber nicht, ob er gesprochen oder sich nur in meine Gedanken gequält hat. Er sprach von dem Haus. Er meinte, daß es ihm gehörte, nur ihm, daß es sein wäre…«

»Dann lebt er hier?«

»Das kann sein.«

»Und du mußt doch wissen, wem das Haus gehört hat. Sag den Namen.«

Jolanda legte den Kopf zurück. Sie holte tief Atem, als wollte sie ihren Körper vollpumpen. »Ja, ich weiß es«, flüsterte sie. »Ich weiß es genau. Es ist… es muß Lady Bancroft gewesen sein. Sie hat hier gewohnt, aber sie ist doch tot!«

»Anscheinend nicht«, murmelte Sheila.

»Was hast du gesagt?«
»Nichts, Jolanda, nichts. Ich habe nur versucht, etwas zu denken und diese Gedanken dann auszusprechen. Wo hast du eigentlich deine alkoholischen Getränke aufbewahrt?«
»Nebenan, aber auch hier.«
»Wo hier genau?«
»An der Wand, im Regal.«
Das hatte Sheila bisher noch nicht sehen können, weil es von einer Stoffbahn verdeckt worden war.
Sie bestand aus roten und gelben Streifen und hing herab wie eine lange Flammenspur.
Sheila räumte den Stoff zur Seite, fand nicht nur Flaschen, sondern auch Gläser.
»Cognac?«
Jolanda nickte. Sie sah trotzdem aus, als hätte sie die Frage kaum mitbekommen.
Sheila benötigte ebenfalls einen Drink. Sie goß den Cognac in die beiden Schwenker und drückte Jolanda einen zwischen die zitternden Finger. »Trink erst mal, dann reden wir weiter.«
»Danke.« Die Mode-Designerin schluckte den Drink, als wäre es Wasser. Danach bekam ihr Gesicht sehr schnell wieder Farbe, und sie mußte sich räuspern.
»Bevor du etwas sagst, Jolanda, möchte ich noch kurz telefonieren.«
»Mit wem denn?« Sie schlug gegen ihre Lippen. »Sorry, so unhöflich wollte ich nicht sein.«
»Ist schon gut. Mit meinem Mann.«
»Okay.« Jolanda überlegte. Als Sheila schon den Hörer angehoben hatte, fragte sie: »Willst du ihm alles erzählen?«
Sie wich einer direkten Antwort aus. »Ich möchte sehr gern, daß er herkommt.«
»Das wird wohl am besten sein.«
Sheila drückte den Hörer ans Ohr. Ihre Hand befand sich schon auf dem Weg zur Tastatur, doch der Finger erreichte keine der Zahlen. Sie erstarrte mitten in der Bewegung, denn sie würde niemanden erreichen.
Die Leitung war tot…

***

Sheila legte den Hörer wieder auf. Dabei versuchte sie, das drückende Gefühl in ihrem Magen zu ignorieren, obwohl ihr dies kaum gelang. Sie zitterte leicht und drehte sich mit einer schwerfälligen Bewegung zu der Freundin um.
Diese stand starr wie eine Salzsäule an dem großen Schneidetisch gelehnt und schien etwas zu ahnen. »K… keine Verbindung, Sheila?«

»So ist es. Die Leitung ist tot…« Beim letzten Wort kippte ihre Stimme ab.

»Nein, das ist… ich habe doch…« Jolanda schluckte. »Meine Güte, ich habe doch noch telefoniert. Es ist nicht lange her. Da sprach ich mit einem Stofflieferanten aus Manchester. Das kann ich einfach nicht glauben.«

»Leider ist es eine Tatsache.«

Jolanda schloß die Augen, während sie sprach. »Sie… die andere Kraft, Sheila. Es muß einfach die andere Kraft gewesen sein, die ich auch gehört habe.«

»Ja, das stimmt.«

»Und jetzt?« Plötzlich zitterte sie und fuhr herum. Die Hände zu Fäusten geballt, stand sie da. Röte schoß wie Feuer in ihr Gesicht. »Himmel, was machen wir denn jetzt?«

Sheila wollte ihr keine negative Antwort geben und schwächte ihre Worte deshalb ab. »Ich kann es dir nicht sagen, nicht genau jedenfalls. Bei mir ist alles anders, glaub es mir. Ich… ich habe da wohl an eine Möglichkeit gedacht.«

»Welche denn?«

»Wir sollten von hier so schnell wie möglich verschwinden.«

Jolanda überlegte. Einige Male hob sie die Schultern, nickte auch und sagte laut und deutlich:

»Nein, Sheila, das geht nicht. Das… das geht auf keinen Fall.«

»Warum nicht?«

»Weil sie heute hier eintreffen.«

Sheila war im Moment nicht richtig dabei. »Wer sollte denn zu uns kommen?«

»Die drei Mädchen, die Models. Freya Kiss, Margot Tander und Katie Clapton.«

Sheila atmete tief durch. Auf einmal lag wieder ein dünner Schweißfilm auf ihrer Stirn. »Himmel, daran habe ich nicht gedacht«, flüsterte sie. »Das ist ja fatal.«

»Stimmt.«

»Kannst du sie denn nicht erreichen? Die Mädchen werden doch Telefon haben.«

»Einzeln für sich schon.«

»Aber…«

»Sie sind unterwegs, Sheila. Sie sind auf dem Weg hierher. Es ist unmöglich, aber es wird uns nicht mehr gelingen, sie zu warnen.«

Daran hatte Sheila Conolly nicht gedacht. Etwas in ihrem Körper krampfte sich zusammen. Sie suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, die drei Models von diesem Haus wegzuhalten, es fiel ihr nichts ein. Sie mußten in diesen sauren Apfel beißen.

»Aber du kannst jetzt gehen, Sheila. Bitte, du darfst nicht mehr

länger hierbleiben. Ich habe dich in diese verfluchte Lage hineingebracht. Ich fühle mich dir gegenüber schuldig. Du solltest gehen und mich hier zurücklassen. Ich finde schon eine Möglichkeit, um dem Grauen zu entwischen.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich glaube, bei dir sind einige Tassen verrutscht.«

»Nein, ich meine es ernst.«

»Ich auch.«

»Du willst also bleiben?«

»Ja!«

»Und was wird passieren, wenn die Models hier erscheinen? Wie willst du ihnen alles erklären?«

»Das wird sich ergeben, wenn sie hier sind.«

»Ich kann ihnen ein Ausfallhonorar zahlen«, murmelte Jolanda, und Sheila war froh darüber, daß die Freundin wieder so praktisch dachte. Da schien sie den großen Schrecken überwunden zu haben, und sie fing wieder an, rational zu denken.

»Die Idee ist gut.«

»So etwas kommt bei uns vor.« Ihre Hand strich über ein Stück Stoff, als wollte sie es bügeln. »Das geht alles, und dann will ich von dem verdammten Haus nichts mehr sehen und hören. Ich kehre hierher erst wieder zurück, wenn alles in die Reihe gebracht worden ist. Allerdings nicht von mir, auch nicht von dir, sondern von den Leuten, die du sehr gut kennst. Hast du mir nicht einmal von einem John Sinclair berichtet?«

»Das stimmt.«

»Dann soll er doch eingreifen. Sag ihm Bescheid, wenn sich die Chance ergibt.«

Sheila lächelte und bewies auch Humor. »Wie ich John kenne, sind Totenfrauen seine Spezialität. Die vernascht er immer locker zum Frühstück…«

Jolanda Norman konnte darüber nicht einmal lachen. Sie verzog nur den Mund…

***

»Zurück zur Natur!« lachte Freya Kiss und klatschte zweimal in die Hände.

»Und das mit Volldampf!« bestätigte Margot Tander, die auf dem Beifahrersitz saß. »Wir wollen ja mitmischen, wir müssen immer in und auch top sein.«

Nur die dunkelhaarige Katie Clapton beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Sie hatte genug damit zu tun, den hellblauen Golf zu lenken, denn die Straßen waren eng und unübersichtlich.

Für die drei Models war es eine Tour ins Abenteuer. Sie, die Schönen

und Verwöhnten, hatten so etwas noch nicht getan, aber man mußte sich eben umstellen, denn es standen nicht immer die Chauffeure bereit, die sie zu ihren Arbeitsplätzen fuhren. Manchmal mußte man sein Schicksal auch selbst in die Hand nehmen.

Noch etwas kam hinzu. Die Mädchen kannten sich in der Modewelt. Sie wußten, welche außergewöhnlichen, leicht verrückten, oft überspannten und extrovertierten Typen hier das Sagen hatten. Da waren die Männer schlimmer als die Frauen, die sich kaum zickig anstellten. Die drei Models gehörten zu dem Personenkreis, die lieber für Frauen über den Laufsteg schritten, aber auch dort gab es Unterschiede in der falschen Glitzerwelt der Mode.

Jolanda Norman gehörte zu den Frauen, für die sie gern arbeiteten. Sie war eine Person, die nie zuviel versprach, ihre Versprechungen aber hielt und zudem eine Mode produzierte, die von vielen Frauen auch getragen werden konnte, ohne daß die Personen lächerlich oder verkleidet wirkten.

Die drei Models hatten sich auch bei JN kennengelernt. Sie legten ihre Termine so, daß sie bei den Präsentationen immer zusammenarbeiten konnten.

Zum erstenmal allerdings fand diese Präsentation für sie am Ende der Welt, auf dem Lande statt.

Freya mit dem rotblonden Lockenhaar und dem immer etwas blaß wirkenden Gesicht lachte plötzlich auf, preßte dann ihre Hand gegen die Lippen, als wollte sie die Worte verschlucken.

»Was hast du denn?« fragte Margot und drehte dabei ihren Kopf in Richtung Rücksitz.

»Ich habe gerade daran gedacht, daß wir wie Engel zwischen Blumen und Gras umherschweben und uns die Insekten um die Ohren summen. Richtig Natur pur.«

»Meinst du wirklich?« Margot schob die blonde Mähne mit beiden Händen zurück. Sie wirkte immer ein wenig überheblich, das mochte an ihrem Gesichtsausdruck liegen, der etwas Damenhaftes besaß. Sie wurde auch zumeist für die entsprechenden Kleider ausgesucht, die zu bestimmten Anlässen wie großen Empfängen oder Cocktailparties getragen wurden. Ihre Wangenknochen standen ziemlich hoch, die Augen waren leicht geschlitzt, und die Haut wirkte immer sehr dünn.

»Kann doch sein.«

Margot verzog den Mund. »Widerlich«, sagte sie und schüttelte sich. »Wenn ich dabei an die Mücken denke, die dich zerstechen können. Gerade um diese Zeit sind sie aggressiv.«

»Was seid ihr doch für Zicken!« Katie Clapton schüttelte den Kopf. »Gar nichts davon wird eintreten. Wir werden die Kollektion wie immer normal vorführen. Glaubt ihr denn, daß Jolanda auf derartige verrückte Dinge kommt?«

»Weißt du es denn?«
Katie war mit fünfundzwanzig Jahren die Älteste, »Ja, das weiß ich, denn ich kenne sie ein paar Tage länger als ihr.«
»Ja, Oma.«
Margot lachte über Freyas Antwort, wurde schnell wieder ernst, als Katie sie anschaute. »Du bist unsere Pfadfinderin, du hast die Karte. Schau lieber nach, wann wir abbiegen müssen. Ich denke, daß es bald soweit ist.«
»Ja, Boß.«
»Quatsch.«
Margot schaute auf die Karte, die sie ausgebreitet auf die Knie gelegt hatte. Den Weg hatte sie schon vorher eingezeichnet. Eine rote, nicht zu übersehende Linie markierte die Strecke. »Wir kommen gleich an eine Kreuzung, da mußt du dann rechts ab.« Sie rümpfte die Nase. »Wenn mich nicht alles täuscht und ich mich auf die Farbe hier verlassen kann, dann werden wir durch eine waldreiche Region fahren…«
»Das Haus soll ja versteckt liegen«, sagte Freya. Sie räkelte sich so gut wie möglich auf dem Rücksitz, hatte sich schräg gesetzt und ihre langen Beine auf den Sitz gelegt. Die Models sahen nicht wie solche aus. Sie trugen ihre private Kleidung, und da waren sie am besten bedient mit Jeans, Sweatshirts und leichten Jacken. Auch waren sie ungeschminkt und nicht einmal auffallend hübsch. Das würde sich erst beim Schminken ändern, da waren die Mädchen dann kaum wiederzuerkennen.
»Öffentlich ist die Schau ja nicht - oder?«
»Nein, Freya«, sagte Katie. »Mehr ein Versuch für Jolanda. Sie will sehen, wie ihre neuen Kreationen am Körper wirken. Erst dann entscheidet sie sich, ob sie eine große, Schau durchziehen wird oder nicht. Bisher hat sie noch immer die Schau gemacht.«
Freya Kiss nickte. »Du mußt es ja wissen«, sagte sie. Es war nicht einmal spöttisch gemeint, denn als einzige der drei Models arbeitete sie erst zum zweitenmal mit Jolanda zusammen.
Sie schaute aus dem Fenster. Sonne und Schatten wechselten einander in schneller Reihenfolge ab, und sie waren wie flirrende Punkte, die durch die Scheibe in den Wagen hineinhuschten und ein rasch vorbeiziehendes Fleckenmuster auf das Gesicht des Models warf, weil nur ein Teil des Sonnenlichts von dem noch ziemlich lichten Grün der Bäume gefiltert wurde.
»Gleich kommt die Kreuzung«, sagte Margot.
»Okay.« Katie ging vom Gas. Die Straße war wie ein graues Band. Sie beschrieben einen Bogen, dessen Ende in die Kreuzung einlief. Als sie hielten, donnerte an ihnen ein Truck vorbei, und die drei Mädchen bekamen einen Schreck.

»Hoch lebe die Zivilisation!« rief Freya.
»Lieber nicht«, murmelte Margot.
»Wohin noch?« fragte die Fahrerin.
»Nach rechts.«
»Okay.«
Vom Rücksitz gab auch Freya ihren Kommentar. Sie hatte sich schon umgeschaut. »Ab in den Urwald.«
»Wieso?«
»Schau mal nach vorn Margot.«
Nicht daß sich Margot erschreckt hätte, aber sie wurde still, denn die Gegend hatte ein anderes Gesicht bekommen. Der Wald wuchs vor ihnen hoch wie ein mächtiges grünes Etwas aus unterschiedlich hohen Bäumen und wirkte so undurchdringlich wie unheimlich, denn das Sonnenlicht erreichte den Boden nur in hellen Flecken.
Sie stießen hinein.
Die Straße teilte den Wald, und er selbst bildete einen düsteren Tunnel. Die drei Models schwiegen plötzlich. Sie hatten sich nicht abgesprochen, aber jeder von ihnen fiel auf, wie sehr sich die Umgebung doch auf die Gefühle der Menschen niederlegen konnte. Es war nichts mehr von der Freiheit zu spüren, Katie, Margot und Freya wirkten bedrückt, und auch ihre Haltungen hatten sich verändert, sie waren gespannter. Jede von ihnen war auf der Hut.
»Eine seltsame Gegend«, murmelte Katie Clapton.
Ihre Kolleginnen gaben keine Antwort.
Katie fuhr weiter.
Längst nicht mehr so zügig. Sie war von den Schatten leicht irritiert worden, die sich immer wieder mit den hellen Sonnenflecken auf dem Boden ablösten. Dieses Spiel beschränkte sich nicht allein auf die Straße, auch zu deren Seiten, wo das Unterholz einen dichten Ring aus Gestrüpp bildete, tauchten die Flecken wie kleine Inseln auf, die dann von der Düsternis des Bodens verschluckt wurden.
Ihnen war kalt geworden.
Nicht daß sie körperlich froren, diese Kälte kam mehr von innen und hatte mit der Seele zu tun.
Bäume mit mächtigen Kronen verwandelten sich über ihnen in schwebende Ungeheuer, die zum Glück an ihren Plätzen blieben und sich nicht nach unten senkten.
»Wie lange müssen wir denn noch fahren?« flüsterte Freya vom Rücksitz her.
Margot Tander hob die Schultern. »Keine Ahnung.«
»Schau doch mal nach.«
»Hast du Angst?«
»Nicht direkt.«
»Aber?«

»Unheimlich ist mir schon. Stell dir mal vor, da steht plötzlich ein Wagen quer und zwingt uns zu einem Stopp. Wenn wir dann angehalten haben, strömen aus dem Gebüsch bewaffnete Männer, die uns in den Wald zerren und über uns herfallen…«

»Hör auf, Freya!« schimpfte Katie. »So machst du dich nicht nur selbst verrückt, sondern auch uns beide.«

»Ich habe eben eine andere Phantasie.«

»Behalte sie für dich.«

Freya konnte ihren Mund nicht geschlossen halten. Sie mußte einfach reden und wechselte das Thema. »Stellt euch mal vor, ihr müßtet hier am Ende der Welt leben. Na, wäre das was? Wieviel müßte man euch zahlen, damit ihr euch in dieser Einsamkeit versteckt?«

»So übel wäre es nicht«, meinte Margot. »Vorausgesetzt, ich habe den richtigen Partner.«

»Einen Farmer, wie? Oder einen Knaben, der den grünen Daumen hat. Da kannst du deinen Job aber an den Nagel hängen.«

»Nicht unbedingt. Ich könnte mir schon vorstellen, zwischen den Terminen hier zu leben. Das ist doch wunderbar. Keine Hetze, keine überdrehten Typen, keine irren Fotografen, keine…«

»Dafür Langeweile.«

»Das kommt immer auf einen selbst an, liebe Freya.«

»Richtig.« Sie schaute aus dem Fenster. »Für mich wäre das nichts.« Die Umgebung hatte sich nicht verändert. Noch immer gab es kaum Lücken zwischen den Bäumen. Freyas Phantasie ging wieder auf Reisen. Sie konnte sich sehr gut vorstellen, daß dieser Wald alles mögliche verbarg. Daß sich zwischen den Büschen all die Wesen versteckten, die sonst nur in Märchen vorkamen.

Sie dachte an Trolle und Hexen, an Elfen, aber auch an gefährliche Tiere mit einem schon monsterhaften Aussehen, die plötzlich erschienen und Menschen fressen wollten.

Kalt strömte es über ihren Rücken. Schon jetzt wußte Freya, daß sie sich am Ziel nicht wohl fühlen würde. So schön oder toll das Haus auch sein oder liegen mochte, es paßte nicht in ihr Weltbild des Londoner Glitzerlebens hinein. Sie war ein Kind der Großstadt, sie würde es immer bleiben, und sie dachte schon darüber nach, ob sie einen nächsten Termin in dieser Einsamkeit überhaupt wahrnehmen wollte.

Auf einmal wurde alles anders.

Allerdings nicht so, wie es sich die drei Mädchen vorgestellt hatten. Es verließ kein Monstrum den Wald, es stand auch kein Wagen quer, es waren auch keine wild aussehenden Männer da, die versucht hätten, die Mädchen zu verschleppen, es passierte ganz profaner und irgendwie auch völlig natürlich.

Der Motor tat es nicht mehr.

Er fing an zu tuckern.

»Scheiße«, sagte Katie ganz undamenhaft, als sie nach einigen Sekunden darauf aufmerksam wurde und der Golf auch langsamer fuhr.

Neben ihr stöhnte Margot auf. »Das hat uns noch gefehlt.«

Noch fuhr der Golf.

Aber er rollte nur.

Der Motor hatte seinen Geist längst aufgegeben. Der Wagen nahm die letzten Yards, ein leichter Ruck, dann stand er.

»Das darf nicht wahr sein!« stöhnte Freya Kiss und bekam einen kalten Schauder.

Katie versuchte es.

Sie drehte am Zündschlüssel, mehrmals. Es tat sich nichts. Dann versuchte sie es mit Worten, wobei sich Beschwörungen und Bitten abwechselten, auch das half nichts.

Es war vorbei.

Sie drehte den Kopf.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Freya mit leicht zitternder Stimme. Sie hockte auf der Rückbank und wagte kaum, sich zu rühren.

»Ganz einfach. Wir steigen aus und gehen den Rest des Weges zu Fuß. Es sind höchstens noch zwei Meilen.«

»Ach wie schön ist doch das Landleben«, stöhnte Margot Tander und öffnete die Tür…

***

Die drei Models standen neben dem Wagen, ohne sich zu rühren. Sie hatten sich so viel vorgenommen, sie hatten ihr leichtes Gepäck holen wollen, aber keine von ihnen machte den Anfang, die weichen Reisetaschen in die Hände zu nehmen. Sie hatten nicht einmal die Klappe des Kofferraums geöffnet, sie standen nur da, ohne sich anzusehen und schauten in die Ferne.

Verändert hatte sich nichts. Sie umgab die reine Natur. Der Wald war ja nicht tot. Erst jetzt stellten die großstadtverwöhnten Girls fest, daß die Natur nicht tot war, denn versteckt im dichten Buschwerk oder im frischen Grün der Bäume hatten Vögel ihren Platz gefunden, die sich mit Zirpen oder spitzen Schreien bemerkbar machten.

Es war eine wunderschöne Welt, für die keine der Models einen Blick hatte.

Der Wagen stand neben ihnen, als wäre er ein ausgestoßener Gegenstand und kurzerhand geächtet worden. Die Natur akzeptierte ihn nicht, sie hatte dafür gesorgt, daß er sie nicht mehr durch Abgase ärgern konnte.

Es waren vielleicht zwei oder drei Minuten vergangen, als sich

wieder etwas veränderte, das von den Models zunächst nicht wahrgenommen wurde. Erst Katie fiel etwas auf. Sie strich ihren Pony zurück, drehte sich auf der Stelle und schaute zum Waldrand, der für sie eine Leinwand aus Licht und Dunkelheit bildete, wobei sich beides verteilte wie ein Puzzle. »Da ist etwas anders geworden.«

Sie bekam keine Antwort. »He, hört ihr nicht?«

»Was ist denn?« fragte Freya.

»Mein Gott, hört ihr denn nicht?«

»Was denn?«

»Daß es nichts mehr zu hören gibt.«

Es war eine sehr ungewöhnliche Antwort, mit der die beiden erst einmal zurechtkommen mußten.

Deshalb schauten sich Margot und Freya an, als hätte die dritte im Bunde nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Katie stand an der Motorhaube, die beiden anderen hielten sich am Heck des Golfs auf. Freya hatte auch die andere Hand auf das Blech gelegt. Vor ihr tanzte der Waldrand, sie konnte das Wechsellicht an den Augen nicht vertragen und überlegte bereits, ob sie nicht die Sonnenbrille aus dem Golf holen sollte.

Margots Stimme unterbrach ihre Gedanken. »Sag doch mal, was du damit gemeint hast, Katie.«

»Die Stille.«

»Stille?« echote Margot.

»Ja, verflixt. Die kann man sogar hören.« Katie mußte über diesen Vergleich selbst lachen.

Freya holte tief Luft. »Ja, die Stille. Sie hat recht. Katie hat recht. Die Vögel singen nicht mehr.«

»Und warum nicht?« Margot schaute Freya staunend an.

»Angst, vielleicht haben sie Angst.«

Margot wollte lachen. Es wurde nichts daraus, sie verzog nur die Lippen. »Vor wem denn? Vor uns?«

Freya schüttelte den Kopf. Sie ging einen zögernden Schritt vor. »Da ist irgendwas anderes in unserer Nähe. Ihr könnt mich ja auslachen, aber ich habe das Gefühl, daß wir umzingelt sind. Dieser Wald ist mir schon immer unheimlich gewesen, und ich habe recht behalten. Ja, ich habe recht. Da stimmt was nicht.«

»Was sollte denn nicht stimmen?« Katie meldete sich von der Motorhaube her.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Es ist unheimlich«, sagte Margot.

»Richtig, richtig!« bestätigte Freya und nickte. »Unheimlich ist genau das Wort. Da kommt«, sie schluckte und räusperte sich dann, »da kommt was auf uns zu.«

»Und was, bitte?«

»Keine Ahnung, Katie. Etwas Schreckliches. Die Vögel haben es gemerkt, sie sind verschwunden. Das sollten wir auch.«

»Ja, Katie«, sagte auch Margot. »Laß uns das Gepäck holen, und dann nichts wie weg.«

Die drei Models hatten es sich vorgenommen, aber keine von ihnen rührte sich. Sie standen auf ihren Plätzen wie Schauspieler bei einer Beleuchtungsprobe. Jeder wollte etwas tun, doch keine traute sich, den Anfang zu machen. Ein ungewöhnlicher Bann lag über ihnen und der unmittelbaren Umgebung.

Es war Katie Clapton, die sich mit dem Begriff *Zauber der Natur* vertraut machte. So und nicht anders fühlte sie sich auch. Von der Natur verzaubert, und es gelang ihr nicht, diesen Zauber zu sprengen. Ihr Sichtfeld wurde eingeengt, es gab nur den Wald, die Straße, das fleckige Licht, bestehend aus vielen hellen Punkten, die allesamt eine geheimnisvolle Botschaft für sie zu haben schienen.

Katie atmete laut. Sie spürte einen leichten Schwindel, als sollte sie zur Seite gedrückt werden. Es war ihr längst klargeworden, daß etwas nicht stimmte. Da war der Alltag aus dem Lot geraten. Warum hatte der Motor plötzlich seinen Geist aufgegeben, wo der Golf doch ein Leihwagen war und der wiederum als äußerst zuverlässig beschrieben wurde? Es war auch ohne Vorwarnung geschehen, ein kurzes Stottern, noch einige Yards weit fahren, dann war es vorbei.

Einfach so…

Was steckte dahinter? Oder - besser gesagt - wer steckte dahinter? Gab es eine gefährliche Kraft oder Macht, an deren langer Leine die drei Frauen liefen?

Es wirbelte so viel durch ihren Kopf, zu einem klaren Gedanken fand sie nicht zurück. Die Umgebung hatte sich zwar nicht verändert, aber innerlich war sie eine andere geworden. Da waren gewisse Kräfte dabei, die Kontrolle zu übernehmen.

Katie hörte ein leises Stöhnen und drehte den Kopf. Freya Kiss hatte den Laut ausgestoßen. Sie stand auch nicht mehr auf dem Fleck. Den Körper hatte sie leicht nach vorn gebeugt und eine Hand gegen den Hals gepreßt, als wollte sie Luft holen, ohne dabei jedoch tief durchatmen zu können.

Bevor Katie etwas sagen oder Freya beistehen konnte, hatte diese sich wieder gefangen und aufgerichtet.

Margot Tander rührte sich nicht. Sie glich in ihrer Haltung einer Wachsfigur. Den Kopf leicht gedreht, schaute sie gegen einen imaginären Punkt irgendwo im Wald, wo nur sie etwas Bestimmtes sah, andere Dinge aber keine Rolle spielten.

Dann erwischte es sie gemeinsam. Obgleich es so aussah, hatten sie sich nicht untereinander abgesprochen, als sie in eine bestimmte Richtung schauten und zwar dorthin, wohin sie hätten fahren müssen.

Die Bewegungen geschahen nicht hastig, sie liefen in einem gewissen Zeitlupentempo ab, aber sie waren gleichzeitig so bestimmend, daß sich keine von ihnen dagegen wehren konnte.

Sie schauten die Straße entlang, die wie ein schmaler Flickenteppich im Wald verschwand. Genau dort, wo das seichte Hell mit dem Dunkel verschmolz, da bewegte sich etwas. Zuerst sah es aus, als würde ein Schatten über dem Belag schweben, der wie eine Vogelscheuche wirkte, die mit einem lautlosen Antrieb ausgestattet war. Der Schatten hatte keine Eile. Er ließ sich Zeit, schwebte ruhig herum, umzittert von einem seichten Licht.

Es war schon seltsam, wie sich die drei Models verhielten. Sie spürten zu dritt, daß sich etwas Unerklärliches oder Unheimliches näherte, nur traf keine von ihnen Anstalten, sich vom Fleck wegzubewegen. Sie standen nach wie vor in einem Freiluftgefängnis.

Der Schatten schwebte näher.

Er war nicht zu hören, obwohl es so aussah, als würde er den Boden berühren.

Vom Kopf bis zu den Füßen blieb die Farbe gleich. Ein bleiches, leicht zitterndes Grau, was auch an den Lichtverhältnissen liegen konnte, denn die Gestalt wanderte immer wieder von der fleckigen Helligkeit in das Dunkel hinein.

Wer kam dort?

Die Models erwarteten ihn mit Spannung und mit Angst zugleich. Sicherlich dachten sie das gleiche, doch keine von ihnen wagte es, näher darüber zu sprechen.

Ein Geist…?

Der Schatten kürzte die Distanz zwischen ihnen. Er war etwas Fremdes, Unheimliches, etwas, das einfach nicht in diese Welt hineingehörte. Das wußte auch Katie Clapton. Sie merkte, wie verschwitzt ihre Handflächen waren, und sie versuchte, die Arme zu bewegen, damit sie die Hände an ihrer Hose trockenreiben konnte.

Das gelang ihr nicht.

Sie stand da wie festgewachsen. Die Furcht hatte sich als Stachel in sie hineingebohrt und sie regelrecht gelähmt. Ihre Augen brannten, sie hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken, und schräg über ihr schienen sich die Ausschnitte des Himmels zu verdunkeln.

Ihr Herz schlug schneller.

Angst breitete sich aus.

Mit jedem Atemzug trank sie mehr davon. Den anderen beiden Mädchen erging es ähnlich. Auch sie waren gebannt, und auf ihren Gesichtern hatte sich Schweiß gebildet.

Die Gestalt schwebte auf sie zu.

Lautlos, unheimlich…

Immer näher kam sie. Und die Luft in ihrer unmittelbaren Umgebung

veränderte sich. Die würzige Frische des späten Frühlings glitt davon und schuf einem Geruch Platz, der überhaupt nicht zu dieser Umgebung passen wollte.

Es roch so alt, so widerlich. Fauliges Laub, altes Wasser und der Geruch eines Friedhofs vereinigten sich darin.

Nach wenigen Sekunden war die Gestalt für alle drei Models gleich gut zu erkennen.

War das ein Mensch?

Es wollte keine von ihnen so recht glauben, und sie spürten zugleich, wie sie ein kalter Hauch streifte, der seinen Ursprung in einer tiefen Gruft hätte haben können.

Im nächsten Moment hörten sie eine Stimme, die eigentlich keine war, aber trotzdem verstanden werden konnte.

»Wie schön, daß ihr da seid…«

***

Keiner von ihnen begriff genau, was die unheimliche Schattengestalt damit gemeint hatte. Sie ließ sich auch nicht näher aus und schien die Angst der jungen Frauen zu genießen.

Unbeweglich stand sie auf der Straßenmitte. Vor verschiedenen Winkeln aus konnte sie angeschaut werden, und jedes Mädchen sah das gleiche. Das wilde, dünne, weiße Haar, darunter das widerliche bräunliche und trotzdem bleich wirkende Gesicht mit der großen knochigen Nase und dem abfallenden Kinn. Hinzu kam die hohe Stirn, aber auch die Augen waren nicht zu übersehen.

Nein, keine Augen.

Nur ein Auge.

Das linke glänzte wie ein dunkler Mond, während das rechte überhaupt nicht vorhanden war.

Sie starrten gegen eine leere Augenhöhle, die wie der Eingang zu einem Schacht wirkte, aus dem jeden Augenblick ein Heer von Maden oder Würmern hervorkriechen konnte.

Das Auge blieb leer.

Es übte eine unglaubliche Anziehungskraft auf die drei Mädchen aus, denn keine von ihnen konnte den Blick abwenden. Sie mußten einfach hinschauen.

Trotz seiner Leere, vielleicht auch deshalb, wirkte es bedrohlich. In der Tiefe lauerte ein düsteres Versprechen, das Grauen, die Vorhölle, es vereinigte alles Negative, und trotzdem wurden die Blicke der Mädchen davon angezogen.

Das Unheimliche, das Negative, möglicherweise sogar der Tod reizten sie. Jede von ihnen spürte, wie die Kälte mit klammen Fingern ihre Seelen umschloß. Hinter ihren Stirnen tuckerte es. Der Schweiß lief über ihre Gesichter. Die Umgebung war für sie zu einer Höhle

geworden, mit grünen Wänden, über die hin und wieder helle Punkte tanzten, und zwar immer dort, wohin das Licht der Sonne seinen Weg gefunden hatte.

Aber die Sonne wärmte nicht.

Im Gegenteil, sie hatte ihre Kraft um 180 Grad gedreht. Sie sonderte eine Kälte ab, die einfach nicht normal war. Ein Eishauch ohne Eis umgab die drei Models. Selbst ihre Lippen wurden davon nicht verschont. Auf ihnen hatte sich eine Kruste festgesetzt, die weiter nach oben wanderte und sich den Nasenlöchern näherte, um diese zu verkleben. Es war einzig und allein die unheimliche Person, die diese Kälte ausstrahlte und die Bewegungen der Mädchen erstarren ließ.

Bisher hatten sie nur den linken Arm der Person gesehen. Der rechte war hinter ihrem Rücken versteckt. Als sie sich dann bewegte, da zuckte es zuerst in ihrer rechten Schulter. Einen Moment später sahen sie nicht nur den Arm, sondern auch die Hand, und sie erkannten zugleich, was die Person zwischen den bleichen, mit dünner Haut bespannten Fingern hielt.

Es war eine alte Laterne.

In ihr leuchtete ein Licht, das auch durch die Scheiben drang und überhaupt keine Wärme verstrahlte und die Bezeichnung Totenschein verdiente.

Sie bewegte die Lampe.

Der Schein geriet in Bewegung. Er zuckte wie ein heller Schatten, er tanzte dabei über den Boden, schlug spitze Figuren, die sich lautlos bewegten.

Er huschte hin und zurück, erreichte mal die Fußspitzen der Mädchen, wieselte wieder nach hinten und stemmte sich einen Moment später vor. Das alles passierte in einer gespenstischen Lautlosigkeit, denn auch die Geisterfrau selbst verursachte kein Geräusch.

Es war zwar kein Nebel zu sehen, dennoch hatten die drei Mädchen den Eindruck, als wären sie von diesen Wolken umgeben, die an den Gesichtern entlang strichen.

Sie schafften es kaum, Luft zu holen.

Kein Atem.

Nur Stille.

Dann die Stimme.

Auch geheimnisvoll, sehr leise, kaum zu verstehen, als würde sie ihren Klang aus der Tiefe der Erde holen, so daß die Echos allein in einem Grab entstanden.

»Ich habe auf euch gewartet, ihr drei Hübschen. Ich und er haben auf euch gewartet. Hört ihr?«

Keine von ihnen konnte sprechen. Sie standen unter dem Bann. Die Kälte des Totenhauchs hatte sie regelrecht eingefroren.

»Ihr werdet in mein Haus gehen. Ihr werdet mich dort ablösen. Ihr werdet unter seinem Namen fortan weiterleben. Ihr seid für ihn bestimmt. Die Schönheit und die Hölle haben schon immer zusammengepaßt. Hinter der schönen Larve verbirgt sich die Schlange, und sie wird erscheinen, wenn es die Zeit erfordert.«

Katie hatte so etwas wie eine Führungsrolle übernommen und fragte, nachdem sie sich einen innerlichen Ruck gegeben hatte: »Wer bist du, und wer ist er?«

»Ich bin Lady Brancroft.«

»Wieso… wieso kannst du leben?«

Aus dem Mund floß ein dünnes Kichern. »Das ist eine gute Frage, mein Kind. Ja, wieso kann ich leben? Weil ich es geschafft habe, den Tod zu überwinden. Dabei hat *er* mir geholfen. Ich bin tot, aber ich gebe nicht auf.«

»Wer ist er?«

»Der Teufel, der Satan, der Mächtige. Derjenige, der alles beherrscht, obwohl es die Menschen nicht wahrhaben wollen. Ihr werdet seine Kraft erleben, ihr werdet daran teilhaben, ihr werdet zu seinen Dienerinnen werden, denn ich will, daß er euch zu Teufelsmädchen macht. Ihr werdet in meinem alten Zuhause leben und mir einen Platz zum Wohlfühlen geben. Das alles wird eintreten, als wäre es in einem großen Buch niedergeschrieben worden…«

»Der… der Teufel…?«

»Ja, meine Kleine. Wie heißt du?«

»Katie!«

»Ein schöner Name.« Lady Bancroft kicherte. Sie erfuhr auch die Namen der anderen beiden Mädchen, und sie hörten zu, wie die Geisterfrau von der Schönheit sprach, mit der die drei allesamt gesegnet waren.

Dann verließ sie ihren Platz.

Sehr langsam ging sie auf die Models zu.

Zuerst auf Katie.

Die rührte sich nicht. Sie hatte nicht einmal den Wunsch, wegzulaufen. Sie hatte sich völlig darauf eingerichtet, bei dieser Geisterfrau zu bleiben. Der Bann hatte bereits gewirkt, und Lady Bancroft nutzte ihn auch aus.

Dicht vor Katie Clapton blieb sie stehen. Mit einer ruhigen Geste hob sie beide Arme an, bevor sie ihre Hände auf die Schultern des Models legte. Katie spürte den Druck, der sich auf die Fingerspitzen verteilte. Sie verkrampfte sich, was der Erscheinung gar nicht gefiel. »Laß es sein, Mädchen, laß es sein. Sei locker, ganz locker. Du wirst sehen, der Teufel läßt dich nicht im Stich…«

Und Katie spürte ihn. Dabei wußte.. sie nicht genau, wessen Kraft es war, ob die des Satans oder die der Alten.

Sie riß den Mund auf, als etwas nie Gekanntes ihren Körper durchströmte. Es war ein Gefühl, das sie nicht beschreiben konnte. Es riß sie auseinander, es jagte durch den Körper und weiter ins Gehirn, wo es in einer gewaltigen Explosion endete, als wollte diese ihr die Schädeldecke wegreißen.

Ströme durchrasten sie, Etwas löste die Haut von ihrem Gesicht und ließ sie in Sekundenschnelle wieder neu entstehen. Sie spürte Feuer auf ihrem Gesicht, obwohl dort nichts brannte. Ihr Blut war ebenfalls ausgetauscht worden. Durch die Adern floß jetzt siedendes Öl, und ihr Herz war zu einer gewaltigen Maschine geworden, die das siedende Öl durch ihre Adern pumpte.

Ihre Haare veränderten sich, ohne daß sie selbst sehen konnte, welche Frisur sie bekam. Zahlreiche Hände glitten über ihren Körper, ohne daß sie eine von ihnen sah. Sie fühlte sich angefaßt von diesen Händen, die keine Stelle ausließen. Hier war eine Kraft am Werk, die schon seit Beginn der Zeiten bestanden hatte, und die Kraft wurde von einer Macht gelenkt, der sie nun gehörte.

Ihre Knie wurden weich.

Sie sackte zusammen.

Die Geisterfrau hielt sie fest. Das Gesicht der Alten verschwamm vor Katies Augen. Die Lippen wirkten wie rissiges Gummi. Flüsternd drangen die Worte aus dem Mund. Sie klangen triumphierend und waren einzig und allein für Katie bestimmt.

»Jetzt gehörst du ihm und mir…«

Das Model erwiderte nichts. Es gab überhaupt keine Gefühle mehr in ihr. Sie ließ sich treiben, ging dabei mit zaghaften Schritten über die Straße, bevor sie eine Runde drehte und zuschaute, was die Geisterfrau mit ihren Kolleginnen machte.

Freya und Margot bekamen die gleiche Behandlung.

Sie veränderten sich unter den streichelnden Knochenfingern der Frau, die ihre alte Laterne abgesetzt hatte. Dennoch bewegte sich das Licht hinter den Scheiben. Er zuckte hin und her und sah manchmal aus wie Glas, aus dessen Splittern sich ein dreieckiges Gesicht zusammensetzte, das dem des Teufels ähnelte…

***

Sheila Conolly hatte noch einen frischen Kaffee gekocht und von ihren Erlebnissen berichtet. Es hatte keinen Sinn, wenn sie etwas verschwieg, Jolanda sollte genau wissen, woran sie war, und es sah auch so aus, als würde sie zuhören.

Sie saß schräg vor Sheila, hielt mit beiden Händen die Tasse an den Seiten fest und sah so aus, als wollte sie diese jeden Augenblick unter dem Druck der Hände zerbrechen lassen.

Sicherlich lagen ihr zahlreiche Fragen auf der Zunge, doch sie fand

einfach nicht die Kraft, Sheila zu unterbrechen. Manchmal blickte sie auch zum Fenster, dabei zuckte sie dann immer zusammen, als hätte sie hinter der Scheibe etwas Unheimliches gesehen. Aber da war nichts. Nur der Garten lag dort im Sonnenlicht, so daß die Blumen um die Wette strahlen konnten.

Irgendwann war Sheila mit ihrem Bericht am Ende. Sie trank den Rest Kaffee aus der Tasse. Er war kalt geworden und schmeckte wie altes Öl.

Jolanda Norman stand auf. Mit den Bewegungen eines Roboters ging sie durch den Raum, berührte hier ein Stück Stoff, fuhr mit der Hand über die helle Wand, strich über ihre Stirn und machte den Eindruck eines Menschen, der nicht so recht wußte, was er nun unternehmen sollte. Ihr war der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

Schließlich blieb sie stehen und schaute Sheila an. »Jetzt willst du etwas von mir wissen - oder?«

»Nicht unbedingt.«

»Wie meinst du das?«

Sheila streckte ihre Beine aus. »Ich kann mir vorstellen, daß auch du dir keinen Rat weißt.«

Entgegen ihrer Überzeugung mußte Jolanda lachen. »Ja, du hast recht. Du hast so verdammt recht. Ich weiß nicht, was ich noch tun soll. Ich kann mich nicht sammeln. Ich bin ein Mensch, den man ins kalte Wasser geworfen hat, der nun versucht zu schwimmen, sich aber nicht an der Oberfläche halten kann.«

»Das ist verständlich.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Gute Frage.«

»Auf die du doch eine Antwort wissen müßtest, Sheila.« Die Modefrau geriet wieder in Stimmung.

Sie holte einige Male Luft, bevor sie weitersprach. »Es ist doch alles furchtbar«, flüsterte sie. »Wir sind hier mit Kräften konfrontiert worden, die man nicht überblicken kann. Damit haben wir keine Erfahrung, ich zumindest nicht. Aber du hast doch schon oft diese Dinge erlebt. Du müßtest doch einen Ausweg wissen, schätze ich. Du bist anders geschult als ich.«

»Vielleicht.«

»Dann sollten wir einen Plan fassen.«

Sheila kam sich wirklich vor, wie jemand, der hier noch helfen konnte. Aber Jolanda setzte einfach zu große Hoffnungen in sie, denn Sheila konnte nicht glauben, daß es ihr gelingen würde, trotz der nicht abzusprechenden Erfahrungen die anderen Kräfte zurückzustoßen. Sie war einfach, und sie besaß auch nicht die entsprechenden Waffen. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn ihr Mann Bill oder John Sinclair bei ihnen gewesen wären, aber das war

nicht möglich. Sie ließen sich auch nicht erreichen, die Leitung war tot, und deshalb tendierte Sheila zu einer bestimmten Handlungsweise.

»Sag doch was!« drängte Jolanda. »Dein Schweigen macht mich verrückt. Mich macht hier überhaupt alles verrückt. Ich… ich weiß doch nicht, wie es noch weitergehen soll.«

»Dein Job ist dir wichtig, nicht?«

»Das kannst du wohl annehmen. Er ist der Inhalt meines Lebens. Ich… ich habe dafür geschuftet und…«

»Trotz allem, Jolanda, solltest du die neue Kollektion zunächst einmal vergessen.«

Die Modefrau räusperte sich. »Wie meinst du das denn?«

»Hast du noch nie an Flucht gedacht? Weg aus diesem Haus. Es einfach verlassen und später zurückkehren, wenn alles vorbei ist? Das ist eigentlich der Rat, den ich dir geben kann.«

Jolanda senkte den Kopf. »Ja, Sheila, daran habe ich tatsächlich schon gedacht.«

»Mit welchem Ergebnis?«

»Ich weiß es nicht. Es geht ja nicht nur um uns. Ich habe die drei Models herbestellt. Sie werden bald eintreffen. Und was, zum Henker, soll ich ihnen sagen? Soll ich sie wegschicken, ohne daß…«

»Du kannst ihnen ein Ausfall-Honorar zahlen.«

»Das ist nicht das Problem.«

»Sondern?«

Jolanda Norman lächelte etwas verächtlich. »Sheila-Darling, du kennst dich in der Branche nicht mehr so gut aus, schätze ich. Ich kann sie wegschicken, okay, aber ob ich sie Wochen später noch einmal bekomme, das glaube ich nicht. Die Mädchen sind ausgebucht, sie sind…«

»Nimm andere.«

»Die erste Garnitur ist ausgebucht, Sheila.«

»Dann wende dich an die zweite.«

»Da bestehen schon Unterschiede.«

»Ist dir dieser Unterschied dein Leben nicht wert?«

Jolanda schüttelte den Kopf. »Was… was redest du denn da? Mein Leben nicht wert?«

»Das habe ich gemeint, Mädchen. Falls du es noch nicht begriffen haben solltest, hier geht es um Leben und Tod. Das ist kein Spiel mehr, sondern Grauen pur. Es gibt für uns nur noch diese eine Chance, wenn wir uns retten wollen.«

Sie senkte den Kopf. »Vielleicht hast du recht.«

»Und ob ich recht habe.«

»Also Rückzug.«

»Ja.«

Jolanda schaute gegen die Decke, als wollte sie von ihr zuerst Abschied nehmen. Dann räusperte sie sich, um weitersprechen zu können. Sie blinzelte auch mit den Augen, sie strich über ihre Wangen und über den Mund. »Ich weiß es nicht, verdammt noch mal. Ich kann es einfach nicht begreifen.«

»Das weiß ich. Dennoch dürfen wir den Kopf nicht in den Sand stecken und darauf warten, daß etwas geschieht. Wir müssen nach vorn schauen, und das bedeutet Rückzug.«

Jolanda hob die Arme und ließ die Hände klatschend zusammenfallen. Sie schaute in die Runde.

»Alles hier im Stich lassen«, flüsterte sie. »Weißt du, wie mir dabei zumute ist? Das habe ich aufgebaut. Dieses Haus ist für mich zu einem Hort der Kreativität geworden. Hier habe ich meine besten Ideen gehabt. Ich habe eine Mode entwickeln können, die einfach super ist. Sie wird in der neuen Saison einschlagen wie eine Bombe. Ich werde damit groß herauskommen, man wird mich feiern, mich bejubeln…«

»Stimmt alles«, unterbrach Sheila sie. »Aber willst du dich auch deshalb in tödliche Gefahr begeben?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Du hast ja recht«, flüsterte Jolanda und bewegte dabei ihren rechten Arm, als wollte sie jemandem zuwinken. »Aber du mußt auch mich verstehen. Es ist eben so plötzlich über mich gekommen. Es war auf einmal, praktisch von einer Sekunde zu anderen, alles anders. Ich habe das Gefühl, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Nun falle ich in ein gewaltiges Loch, hinein in einen Tunnel, der einfach kein Ende mehr hat. Da ist auch niemand, der mich auffängt.«

Sheila schob ihre Tasse zur Seite, als sie aufstand. »Das kann ich alles verstehen, Jolanda, da gibt es überhaupt nichts mehr zu diskutieren, trotzdem solltest du jetzt einige Dinge zusammenpacken, damit wir von hier verschwinden können. Noch ist es hell, noch scheint die Sonne, die Zeit der Geister bricht erst später an. Ich will dir auch ehrlich sagen, daß ich vor der Nacht hier im Haus Angst habe. Die würde sich in ein Szenarium des Horrors verwandeln, in ein Kabinett des Schreckens, in dem mehr Blut fließt, als du dir vorstellen kannst. Denk daran, daß ich die Knochen und auch den Schädel gefunden habe. Ich konnte mir den Kopf sehr genau anschauen und habe festgestellt, daß er von einer Axt oder einem Schwert bis zum Kinn geteilt wurde. Lady Diane Bancroft ist von einem irren Killer umgebracht worden. Er hat ihr nicht die Spur einer Chance gegeben, nicht einmal…«

»Ja, Sheila, ich weiß!«

»Du willst doch nicht das gleiche Schicksal erleiden wie sie.«

Jolanda schüttelte den Kopf. Bisher hatte sie sich beherrschen können, jetzt aber drehte sie sich der Wand zu und trommelte mit beiden Fäusten dagegen. Dabei brach ein Strom aus Tränen aus den Augen hervor und näßte die Wangen.

Sheila ging zu ihr. Jolanda brauchte jetzt Trost. Wenn ein normaler Mensch mit dem Schrecken einer anderen Welt konfrontiert wird, schafft er es kaum, damit allein fertig zu werden.

Sheila nahm die Freundin in den Arm. »Bitte, Jolanda, wir werden es schaffen, wenn wir uns zusammenreißen. Und das können wir. Beide sind wir erwachsene Menschen. Wir haben unseren freien Willen, und wir werden ihn auch einsetzen.«

»Ich weiß es ja…«

»Gut.«

Jolanda drehte sich um. Die Augen waren gerötet, ihr Gesicht verquollen. Sheila reichte ihr ein Taschentuch, und Jolanda trocknete ihre Tränen. Sie zog einige Male die Nase hoch, bevor sie stockend fragte: »Wie hast du dir das denn vorgestellt?«

»Du packst einige Sachen. Ich werde mein Gepäck auch von oben holen. Dann verschwinden wir.«

»Was ist, wenn die Mädchen kommen?«

»Denen hinterlassen wir eine Nachricht. Du kannst sie schreiben und an die Haustür heften.«

Jolanda lachte zuckend, bevor sie in Sheilas Arme fiel. »Himmel, wenn ich dich nicht hätte. Du… du… hast die besten Ideen. Wäre ich allein gewesen, ich wäre verzweifelt. Ich wäre schreiend durch das Haus gelaufen, ich hätte mich nicht mehr zurechtgefunden und mich am liebsten vergraben.«

»Soweit ist es noch nicht.«

Jolanda putzte noch einmal ihre Nase. »Okay, ich verspreche dir, daß ich mich von nun an zusammenreißen werde.« Sie nickte zur Bekräftigung ihrer Worte. Dann ging sie zur Tür. Sie wollte noch etwas hinzufügen, als beide Frauen unter dem Geräusch einer dröhnenden Hupe zusammenschraken. Es jagte durch den Garten, es zerriß die Stille, die sich kurz danach wieder über das Grundstück legte.

Jolanda Norman war erstarrt. Ihre Augen nahmen an Größe zu. »Weißt du, wer das ist?«

»Ja, die Mädchen.«

»Genau. Und was jetzt?«

»Wir werden ihnen eben klarmachen müssen, daß sie hier nicht eine Minute bleiben können.«

Jolanda schickte Sheila ein bitteres Lachen entgegen. »Wenn das mal so einfach ist.«

»Versuchen wir es…«

***

Der Golf stand vor dem Gartentor und nicht weit von Jolandas Fahrzeug entfernt. Die drei Models hatten den Wagen bereits verlassen und waren dabei, das Gepäck auszuladen. Sie arbeiteten zielstrebig, lachten dabei und redeten auch miteinander.

Als Sheila und Jolanda das Haus verlassen hatten, da hatten die Mädchen bereits das Tor geöffnet und liefen über den schmalen Weg auf das Haus zu. Sie winkten Sheila und der Designerin zu. Das laute Hallo schallte durch den Garten, man gab sich locker und zeigte seine gute Laune.

Das gehörte zum Ritual in diesen Kreisen und wurde auch von allen akzeptiert. In der Bussi-Bussi-Gesellschaft gab es keine Probleme. Wenn doch, dann zeigte man sie nicht. Falls Tränen flossen, waren sie meist unecht. Ansonsten regierte die Jugend, der Spaß, und der Gedanke an das Älterwerden wurde verdrängt.

Sheila hielt sich ein wenig abseits. Sie kannte das Spiel ja, auch wenn es schon eine Weile her war.

Niemand sah, wie sie die Stirn in Falten legte und dabei den Kopf schüttelte. Die drei Models hatten in der Tat ein einnehmendes Wesen, so daß Jolanda gar nicht dazu kam, ihnen von ihren veränderten Plänen zu berichten, denn der Reihe nach wurde sie umarmt, geküßt, und ihr wurde erklärt, wie sehr man sich auf den neuen Job freute.

Es würde schwer sein, die Mädchen wieder wegzuschicken, das sah Sheila ein.

Auch Jolanda machte das Spiel mit. Dabei wunderte sich Sheila, wie gut ihre Freundin schauspielern konnte. Die Freude schien echt zu sein. Sie sprach auch die Namen der Mädchen aus, und Sheila wußte nun, wer von ihnen wer war.

Katie Clapton mit ihren schwarzen Haaren, die rotblonde Freya, die hellblonde Margot Tander.

Unterschiedlich, aber doch irgendwo gleich, was möglicherweise auch an ihrem übertriebenen Benehmen lag, denn so reagierte eigentlich kein normaler Mensch.

»Jetzt brauchen wir etwas zu trinken!« rief Katie.

Die anderen jubelten. Margot drehte sich im Kreis. »Welch ein tolles Haus! Du hast Glück, Jolanda, so haben wir es uns nicht vorgestellt.«

»Wie denn?«

Margot blieb stehen. »Na ja, wie soll ich sagen?« Sie hob die Schultern und kicherte plötzlich.

»So… so…«

»Verfallener«, stand Freya ihr bei.

»Ja, das ist es. Das ist der richtige Ausdruck. Eine Hütte im Wald, wie im Märchen.«

»Hier kann man schon leben«, sagte Jolanda.

»Dann laß uns hineingehen!« rief Katie begeistert aus. »Ich will sehen, wie es von innen aussieht. Das ist sicherlich so toll wie eine Puppenstube.«

»Noch toller!« rief Jolanda, die sich von der Begeisterung hatte anstecken lassen, was Sheila gar nicht paßte, denn sie runzelte die Stirn, dachte dabei nach und fragte sich, ob Jolanda ihr etwas vorspielte oder es ernst meinte, weil sie plötzlich ihre Meinung geändert hatte. Das wollte ihr nicht in den Kram passen, das hätte alle Pläne über den Haufen geworfen.

Katie lief schon vor.

Margot wollte ihr folgen. Jetzt wäre es eigentlich an der Zeit für Jolanda gewesen, sie zurückzuhalten, aber sie tat nichts dergleichen. Sie hatte sich einfangen lassen, ließ die drei Mädchen schon vorgehen und wurde erst aufmerksam, als Sheila ziemlich scharf ihren Namen rief.

»Was ist denn?«

Sheila trat auf den Weg. »Hast du vergessen, was wir abgemacht haben?«

»Nein«, erwiderte Jolanda ein wenig atemlos.

»Dann schick sie weg!«

Jolanda runzelte die Stirn. »Ich glaube nicht, daß ich dies tun werde.«

»Was?« Sheila ging einen Schritt. Sie wäre beinahe über einen Kantstein gestolpert. »Du willst sie nicht wegschicken?«

»So ist es.«

»Warum nicht?«

»Sie… sie würden mir nicht glauben. Es ist doch alles okay. Jetzt sind wir zu fünft.« Sie wollte nach Sheilas Hand fassen, griff aber ins Leere, denn Sheila war einen weiteren Schritt nach hinten getreten. »Sei doch vernünftig. Es wird alles okay. Ich ziehe heute abend die Schau durch. Danach können sie dann verschwinden. Das muß ich machen. Ich komme sonst nicht…«

»Hast du denn alles vergessen?«

»Nein«, sagte Jolanda lachend. »Aber verdrängt. Das wird schon nicht so schlimm werden. Vielleicht haben wir uns die Dinge auch nur eingebildet.«

»Ja, eingebildet«, murmelte Sheila und schüttelte den Kopf. »Meine Güte, Jolanda, ich erkenne dich nicht mehr wieder. Das darf doch alles nicht wahr sein.«

»Keinen Wirbel. Wir haben wirklich Gespenster gesehen, und die«, sie lachte laut auf, »gibt es nicht. Es gibt keine Geister, Sheila, es gibt keine Gespenster. Ich jedenfalls mache hier weiter.«

Sie fragte noch einmal nach. »Dabei bleibt es?«

»Und ob.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich kann dich nicht begreifen, Jolanda, wirklich nicht. Was hat dich nur so verändert?«

»Dreh doch hier nicht durch, Sheila. Das wird schon alles in Ordnung gehen. Wenn du Angst hast, dann kannst du ja fahren. Das soll kein Rausschmiß sein«, fügte sie rasch hinzu, weil Sheila zusammengeschreckt war, »aber ich muß an mich und meine Arbeit denken.«

»Eben.«

»Was heißt das?«

»Daß es besser ist, die Klamotten zu packen und von hier zu verschwinden. Dieses Haus ist verflucht. Hier stehen Kräfte gegen uns, die mächtiger sind als wir.«

»Findest du?«

»Und ob!«

»Willst du nicht kommen, Jolanda?« klang eine Stimme von der Haustür her. »Du bist doch hier die Chefin, ohne dich wollen wir das Haus nicht betreten.« Katie winkte ihr zu.

»Ich komme!« rief Jolanda, hüpfte auf der Stelle, flüsterte Sheila ein ›überleg es dir noch‹ zu und lief den drei Mannequins entgegen.

Sheila blieb zurück.

Es hatte keinen Sinn, daß sie den Kopf schüttelte. Es hatte auch keinen Sinn, daß sie sich über das Verhalten der Person Gedanken machte, sie würde sowieso zu keinem Ergebnis gelangen, sie mußte es einfach akzeptieren. Da gab es keine andere Möglichkeit. Aber welche Tatsache hatte ihr Verhalten dermaßen beeinflußt?

Vor einigen Minuten noch hatte sie voll und ganz auf Sheilas Seite gestanden. Da war sie froh gewesen, Unterstützung zu haben, und jetzt tobte sie im Haus herum, so daß ihr und das Lachen der anderen drei Frauen durch den Vorgarten hallte.

Da war irgend etwas schiefgelaufen. Da sich Jolanda ständig unter Sheilas Kontrolle befunden hatte, konnte diese Veränderung nur mit dem Eintreffen der drei Mädchen zusammenhängen. Trotz ihres Verhaltens hatten sie sich keinesfalls auffällig benommen, diese Schau gehörte einfach dazu, und Sheila, die sehr kalt und nüchtern denken konnte, kam zu dem Entschluß, daß Jolandas Wechsel doch etwas mit dem Verhalten der drei Modelle zu tun hatte.

Sie waren es gewesen, die diesen anderen Eindruck auf sie gemacht haben mußte. Sie hatten Jolanda möglicherweise verändert, was darauf schließen ließ, daß sie ebenfalls ›dazugehörten‹.

Zur anderen Seite!

Sheila Conolly bekam einen trockenen Hals, als sie daran dachte. Wenn das stimmte - es gab nichts, was dagegen sprach -, dann hatte sie es jetzt mit vier Gegnerinnen zu tun und auch mit der geheimnisvollen Geisterfrau, deren Kräfte beinahe schon übermächtig

waren.
Sheila spürte den kalten Hauch, der ihren Rücken hinabglitt. Er wurde sehr schnell zu einer Gänsehaut. Sie wiederum setzte sich auf ihrem Körper fest und wollte einfach nicht weichen.
Sheila blickte auf das fröhliche Tollhaus. Das Gelächter war noch immer nicht verstummt, die vier Frauen schienen sich ungemein wohl zu fühlen, auch das fand Sheila übertrieben. Es war einfach nicht echt genug, und sie überlegte, was sie dagegen unternehmen sollte.
Hineingehen und sich allein gegen sie stellen? Allein gegen vier? Dazu war sie zu schwach.
Wie reagierte man da richtig?
Sheila wußte es nicht. Sie dachte hin und her. Durch den Kopf wirbelten die Gedanken, dann aber fiel ihr die Lösung blitzschnell ein. Sie mußte Hilfe holen.
Telefonieren…
Natürlich nicht im Haus, sondern von der nächsten Ortschaft aus. Sie lag nur einige Meilen entfernt, mit dem Wagen war das eine Sache von Minuten.
Bevor sie sich drehte und den Weg zum Tor zurücklief, warf sie noch einen Blick auf das Haus.
Sie konnte nicht sehen, ob sie von dort beobachtet wurde, schloß es allerdings auch nicht aus, denn auf den blanken Fensterscheiben spiegelte sich das Sonnenlicht.
Den Zaun hatte sie nach wenigen Schritten erreicht. Sie stieß das Tor auf, holte tief Luft und merkte, daß ihre Hände zitterten, als sie nach den Wagenschlüsseln suchte.
Ihr Gefühl sagte ihr, daß noch längst nicht alles in Ordnung war. Daß die böse Überraschung noch kommen würde. Sie schritt am Jaguar der Designerin vorbei und schloß die Fahrertür auf.
Durch das Sonnenlicht hatte sich der Wagen aufgeheizt. Sheila fing rasch an zu schwitzen.
Sie zog die Tür zu, drehte den Zündschlüssel herum und erwartete, daß der Motor ansprang. Doch es tat sich nichts.
Sheila spürte den Schweißausbruch. Er kam über sie wie eine innere Dusche. »Das darf doch nicht wahr sein!« keuchte sie. »Ausgerechnet jetzt. Das ist noch nie passiert.« Wieder versuchte sie es, und abermals hatte sie keinen Erfolg.
Nach dem vierten Startversuch gab sie es auf, lehnte sich zurück und versuchte, die aufkommende Panik zu unterdrücken. Was konnte sie tun?
Sie kam hier nicht weg. Zu Fuß wollte sie nur im Notfall laufen. Da hätte sie Jolanda Norman auch zu lange im Stich lassen müssen, und sie wollte nicht, daß ihre Freundin mit den drei Models allein blieb.
Daß der Motor nicht ansprang, hatte ihrer Meinung nach keinen

normalen Grund. Hier mußten andere Kräfte ihre Hände mit im Spiel haben. Die wollten nicht, daß sie die Umgebung des Hauses verließ, weil das nicht in ihre Pläne gepaßt hätte.

Sheila fühlte sich plötzlich so allein und verloren, daß sie am liebsten angefangen hätte zu heulen.

Doch sie mußte sich zusammenreißen, durfte jetzt nicht die Nerven verlieren. Sie befeuchtete mit der Zunge die spröden Lippen, startete zu einem letzten Versuch, der ebenfalls negativ verlief.

»Scheiße!« flüsterte sie und öffnete wieder die Tür.

Da sah sie den ›Schatten‹, er war recht hell und huschte lautlos und zuckend über den Boden. Auch nur deshalb zu erkennen, weil ein Baum sein dunkles Abbild auf den Boden zeichnete.

Sheila wollte trotzdem aussteigen, hob zuvor den Kopf und verfolgte dabei den Weg des Schattens.

Da sah sie, wem sie den Schatten zu verdanken hatte.

Einer Laterne.

Und sie wurde von der Geisterfrau gehalten!

***

Sheila sagte und tat nichts. Bei geöffneter Tür saß sie unbeweglich in ihrem Wagen, lauschte dem leisen Kichern dieser unheimlichen Person und merkte, daß sich die kalte Haut auf ihrem Körper immer mehr festigte. Sie konnte nicht aussteigen, auch wenn sie es gewollt hätte, dafür hörte sie die leise, zischelnde, geisterhafte Stimme, die aus dem Jenseits über Welten hinweg an ihre Ohren drang.

»Du wirst bleiben, Sheila Conolly. Du wirst ebenso bleiben wie die anderen…«

»Nein, ich…«

Die Gestalt bewegte sich. Das Gesicht schob sich näher an die Tür heran. Sheila sah ein Auge. Es glotzte sie an, aber die rechte leere Augenhöhle empfand sie als viel schlimmer, denn sie schien ihr einen Einblick in den Vorhof der Hölle zu bieten. Aus dieser Öffnung kroch etwas so Schreckliches hervor, das all ihre Gedanken und ihren Willen überlagerte. »Du wirst nicht wegfahren können. Du wirst auch nicht weglaufen, denn ich werde es nicht zulassen. Du bleibst hier und gesellst dich zu den anderen. Dieses Haus ist wichtig für dich, hast du gehört?«

Sheila nickte.

»Ich werde immer ein Auge auf euch haben, so wie der große dunkle Fürst ein Auge auf mich hält…«

Sheila hatte die Bezeichnung sehr genau verstanden, und sie wußte auch, wer damit gemeint war.

Der Teufel!

Sie wollte etwas sagen, doch da war die Geisterfrau bereits

verschwunden. Es huschte auch kein helles Licht mehr über den Boden. Sheila verließ den Wagen und sah die Umgebung so wie sie immer war. Nichts hatte sich mehr verändert.

Sie schloß die Tür, blieb in der Vorwärtsbewegung und lehnte sich über das Dach. Es war verrückt, es war einfach nicht mehr nachvollziehbar, und sie fragte sich, in welch eine teuflische Verschwörung sie hier geraten war.

Auf der einen Seite die Geisterfrau mit dem Höllenherrscher als Deckung im Rücken, auf der anderen die drei Models und jetzt auch Jolanda Norman. Oder gehörten alle zusammen? Stand Sheila ihnen als eine kompakte Masse gegenüber?

Sie mußte leider mit allem rechnen und konnte nicht fassen, daß sie diese Umgebung als Gefängnis ansehen mußte. Doch es gab keine Düsternis, keine Monstren. Hier war der Himmel klar und beinahe wolkenlos. Die Sonne schien gegen das grüne Dach der Bäume, die Natur war aufgeblüht, einfach keine Umgebung für das kalte Grauen aus der Hölle.

Dennoch war es da.

Es lauerte überall. Es konnte sich in der hell gestrichenen Hausfassade versteckt halten, aber auch in jeder Blume oder in einer der Latten des Gartenzauns.

Sie stand unter der Kontrolle einer anderen Macht. Nicht mehr und auch nicht weniger.

Zurück zum Haus.

Nach einigen zögernden Schritten blieb Sheila stehen. Sie wußte selbst, daß sie sich nicht zu den Heldinnen zählen konnte, und in diesem Fall mußte sie wirklich über ihren eigenen Schatten springen, was verdammt viel Mut erforderte.

Es gab keinen Helfer mehr, auch auf Jolanda konnte sie sich nicht verlassen, und Sheila fühlte sich immer stärker in die Rolle des Opfers hineingedrängt.

Ihren Mann konnte sie nicht erreichen. Sobald sie einen gewissen Umkreis in der Nähe des Hauses überschritt, würde die Magie der Geisterfrau wirken. Wie sich das bemerkbar machte, darüber wollte sie lieber nicht nachdenken. Es stand für sie fest, daß sie einfach gehorchen mußte.

Ihr blieb nur das Haus.

Sie hatte es in ihr Herz geschlossen gehabt. Sowohl das Gebäude selbst als auch der Garten, nun aber dachte sie anders darüber. Da war das Haus nicht mehr freundlich, da strahlte es auch keine Behaglichkeit mehr aus, trotz der gestrichenen Mauern und der hellen Fensterscheiben mit den weißen Rahmen.

An vielen Stellen war die Fassade vom Grün der wuchernden Kletterpflanzen überdeckt worden.

Auch das gehörte dazu. Irgendwann würde das Haus selbst ein Stück Natur sein.

Sheila ballte die Hände zu Fäusten. Sie dachte daran, daß sie nur diese Waffen hatte und vielleicht das kleine Goldkreuz, das sie an einer Kette um den Hals trug.

Sie konnte nur auf sich selbst vertrauen und daß sie stark genug war, sich den anderen Kräften entgegenzustemmen.

Bei Tag sah alles anders aus.

Vor der Nacht und der damit verbundenen Dunkelheit aber fürchtete sie sich…

***

Sheila Conolly hatte die Haustür noch nicht erreicht, als sie von innen geöffnet wurde und Jolanda Norman vor ihr stand, mit ausgebreiteten Armen und einem strahlenden Lächeln auf dem Gesicht.

»Sheila!« rief sie. »Toll, daß du kommst…«

»Was hast du denn gedacht?«

Jolanda hielt sich am Türrahmen fest und verbeugte sich, als sie lachte. »Ich dachte, du wärst gegangen?«

Sheila preßte die Lippen zusammen. Diese Antwort hatte ihr überhaupt nicht gefallen, denn sie fühlte sich von Jolanda auf den Arm genommen. Ihrer Ansicht nach wußte die Freundin sehr genau Bescheid, was hier lief und spielte ihr etwas vor.

»Willst du denn nicht reinkommen?«

»Natürlich.«

Hinter Sheila wurde die Tür geschlossen. Ziemlich laut sogar, und Sheila zuckte zusammen. Dieses Geräusch hatte so etwas Endgültiges an sich gehabt, doch sie beschloß, daran nicht mehr zu denken, weil sie sich nicht schon jetzt verrückt machen lassen wollte. Nur alles auf sich zukommen lassen und dann erst reagieren.

Im Flur blieb sie stehen und wollte von Jolanda wissen, wo denn die Mädchen waren.

Jolanda lehnte sich zwischen zwei blassen Aquarellen an die Wand und deutete nach oben. »In ihren Zimmern. Sie wollten sich erst einmal frisch machen. Die Schau kann später beginnen.«

»Ja, natürlich.«

»He, Sheila-Darling.« Jolanda lachte. »Du bist so anders als sonst. Ehrlich.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

»Kann sein.« Sie strich durch ihr Haar. »Ja, das kann gut sein. Und wenn ich tatsächlich anders geworden bin, dann hängt das auch mit dir zusammen.«

»Ach ja…?«

Sheila lächelte sie an. »Ja, mit dir, meine liebe Jolanda.«

»Wieso?«

Sheila blickte die Treppe hoch und lauschte auch. In den Zimmern blieb es ruhig. Sie hörte nichts von den drei Mädchen. Darüber war sie zwar froh, was aber nicht unbedingt positiv sein mußte. Sie sah es trotzdem so und sagte sich, daß jetzt noch eine Chance bestand. »Ich verstehe nicht, wie du deine Meinung derartig hast ändern können, Jolanda. Zwischen uns war doch alles klar. Wir hatten genau abgesprochen, was zu tun war. Und da schlägst du voll zu, und ich weiß nicht mehr, woran ich bei dir bin. Warum? Warum hast du das getan, Jolanda?« Sie ging auf die Frau zu wie jemand, der gleich eine Waffe ziehen würde, um die bedrohliche Haltung noch zu verstärken.

»Weil ich es mir überlegt habe, verdammt.«

»Einfach so?«

»Ja, ich brachte es nicht mehr fertig, die Mädchen wieder fortzuschicken. Ist das denn so schlimm?«

»Im Prinzip nicht«, erwiderte Sheila mit leiser, aber dennoch deutlicher Stimme. »Nur in diesem speziellen Fall bin ich nicht nur beunruhigt, sondern auch verwundert. Kannst du das nicht verstehen? Es sind hier Kräfte am Werk, über die wir nicht bestimmen können. Sie bestimmen über uns, und es sind die Kräfte der Hölle. Das solltest du nicht vergessen, meine liebe Jolanda.«

Die Modeschöpferin verließ ihren Platz an der Wand nicht. Sie drückte nur die Hände zusammen und sagte mit einer fast beschwörend klingenden Stimme: »Meine Güte, mach doch nicht soviel Wind.«

»Viel Wind? Hast du alles vergessen?«

»Nein, das nicht.«

»Dann verstehe ich dich nicht.«

Jolanda winkte ab. »Das ist doch alles Einbildung, Sheila. Hatten wir uns nicht darauf geeinigt? Sei ehrlich…«

»Ich nicht.«

»Aber ich, Sheila, aber ich.« Sie tippte mit dem Finger gegen ihre Brust. »Ja, ich habe mich für mich darauf geeinigt. Ich will mich nämlich nicht verrückt machen, will mich nicht fertigmachen lassen. Kannst du das nicht verstehen?«

»In diesem Fall nicht.«

»Aha. Und was denkst du?«

»Daß du dich hast einwickeln lassen.«

»Toll.« Jolanda verdrehte den Kopf und lachte unecht. »Wer hätte mich denn einwickeln können?«

»Die drei Mädchen.«

»Ich hatte mich schon direkt vor ihrem Eintreffen dazu entschlossen,

falls du es vergessen haben solltest.«

Sheila sah ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, mit Jolanda zu diskutieren. Sie war längst nicht mehr die Frau, die sie kannte. Jolanda hatte sich verändert, und das hatte sie auch nicht freiwillig getan.

Sie war in den Bann dieser Geisterfrau geraten, aus dem sie sich aus eigener Kraft wohl kaum würde erlösen können. Es war auch in ihren Augen zu lesen. Ihr Blick hatte sich verändert, er war kalt geworden, es fehlte jegliche Wärme, was Sheila überhaupt nicht gefiel.

Sie nickte trotzdem, denn sie hatte beschlossen, das Spiel zunächst mitzumachen. »Okay, wie hast du es dir vorgestellt, wie die ganze Sache weitergehen soll?«

»Das ist einfach.«

»Sag es mir trotzdem.«

»Die Mädchen werden sich umziehen, dann treffen wir uns hier unten und besprechen den Ablauf.«

»Du meinst damit die Präsentation?«

»Ja.«

»Die heute abend noch stattfinden soll?«

Jolanda schüttelte den Kopf. »Nein, sie wird heute nicht stattfinden, denn ich habe es mir überlegt. Da die Mädchen noch länger hier wohnen bleiben, habe ich morgen Zeit genug für sie. Heute abend machen wir in Theorie, und es wird sehr gemütlich werden, darauf kannst du dich verlassen. Freu dich schon.«

»O ja«, sagte Sheila. »O ja, wie ich mich freue. Ich springe bald an die Decke.«

»Laß deinen Sarkasmus, bitte.«

»Sehe ich gar nicht ein. Du weißt, daß ich deine Meinung nun mal nicht teile.«

»Leider.«

»Darf ich dann auf mein Zimmer gehen?«

Jolanda schüttelte den Kopf. »Was soll das denn bedeuten? Dumme Frage, ehrlich.«

»Bis später.« Sheila lächelte mit geschlossenem Mund, nickte ihr noch einmal zu und drehte sich um. Als sie die Treppe nach oben schritt, da spürte sie deutlich, wie Jolanda ihr nachschaute. Deren Blick brannte auf ihrem Rücken.

Sheilas Beine fühlten sich schwer an, als sie die Stufen nahm. Dieses Haus hatte für sie längst seinen Charme verloren. Es wirkte jetzt wie eine finstere Höhle, in der geheimnisvolle Feinde lauerten.

Jolandas Worte hatten sie längst nicht beruhigen können. Es waren genau die falschen gewesen. Sie und das Verhalten der Freundin hatten Sheila in dem Vorsatz bestätigt, daß da etwas nicht mehr mit ihr stimmte.

Sie war ›umgedreht‹ worden. Das konnte Sheilas Meinung nach nur die Geisterfrau geschafft haben.

Auf dem ersten Absatz blieb sie stehen. Sie schaute durch das kleine Fenster und stellte fest, daß die Sonne dabei war, sich zu verabschieden. Sie sandte ihre letzten Strahlen flach über das Land. Schatten der Dämmerung lauerten überall, um den wunderschönen Tag zu töten.

Sheila schluckte. Schweiß stand auf ihrer Stirn. Sie fürchtete sich nicht nur allein vor der Nacht, auch in der Dämmerung konnten unheimliche Dinge geschehen, wenn die Schatten ein geheimnisvolles Zwielicht bildeten, in dem sich die Kräfte der jenseitigen Welten besonders wohlzufühlen schienen.

Sie wandte sich ab, um den zweiten Treppenabsatz hochzugehen. Sheila wollte zunächst in ihrem Zimmer bleiben, um dort in Ruhe nachdenken zu können. Daß sie da nur theoretisieren konnte, war ihr klar. Sie würde versuchen, sich bestimmte Vorgänge vorzustellen, die eintreten konnten, und dann überlegen, wie sie sich bei derartigen Dingen am besten verhielt.

Nach Überwinden der letzten Stufe blieb sie stehen. Ihr Blick fiel in den Flur.

Sie kannte ihn nur bei Tageslicht. Jetzt, wo kein Sonnenstrahl mehr durch die Scheiben drang, da kam er ihr düster vor. Wie ein mit Schatten gefüllter Schlauch, wobei sich die grauen Wolken durch die Wände quälten und den Flur zu einer geheimnisvollen Welt für sich gemacht hatten.

Sheila fürchtete sich nicht direkt, obwohl sie ein kühler Hauch überkam.

Es war auch niemand da, der sie am Ende des Flurs oder vor ihrer Tür erwartete, dennoch schielte sie dorthin, wo die Zimmer der Models lagen, aber auch deren Türen waren geschlossen.

Alles wirkte normal, harmlos, eigentlich zu harmlos…

Von unten hörte Sheila nichts mehr. Ihre Freundin verhielt sich so still, als hätte sie ein schlechtes Gewissen. Sheila wußte auch, daß Jolanda nicht mehr auf ihrer Seite stand, die hatte sich für den anderen Weg entschieden.

Sie wollte trotzdem in ihr Zimmer gehen und dort nachdenken. Sie fragte sich zudem, wie die Nacht verlaufen würde. Sicherlich hatten die anderen etwas ausgeheckt, das der geheimnisvollen Geisterfrau und auch dem Teufel gefallen konnte. Das waren Dinge, an die Sheila lieber nicht denken wollte.

Es war nicht still auf dem Flur.

Sie hörte Geräusche, nur konnte sie nicht herausfinden, von wo sie kamen.

Sie waren einfach da…

Flüstern, wispern, sprechen. Stimmen, die jede für sich sprachen und nur an der rechten Seite zu hören waren, wo auch die Zimmer der drei Models lagen.

Sheila blieb vor der ersten Tür stehen. Sie legte ihr Ohr dagegen. Das Flüstern im Raum war laut genug, um auch von ihr verstanden werden zu können. Besonders der letzte Satz, der das Ende eines Reims bildete.

»Aus zehn mach eins, das ist das Hexeneinmaleins…«

Sheila schluckte. Sie richtete sich auf. Sie wußte Bescheid, denn auch sie hatte Goethes Faust gelesen, in dem die Hexe ihren Zaubertrank bereitete, der Faust die Jugend zurückbringen sollte und mit dem Hexeneinmaleins ›gesegnet‹ war.

Wer es in diesem Zimmer gesprochen hatte, wußte Sheila nicht. Eine von den drei Mädchen. Aber ihr war durch diese Worte klargeworden, daß keine von ihnen auf ihrer Seite stand. Die Geisterfrau mußte für neue Diener gesorgt haben.

Sie ging weiter.

Diesmal mit einem kalten Schauer auf Rücken und Nacken. Vor der nächsten Tür stoppte sie.

Wieder lauschte Sheila.

Sie hörte den leisen Gesang, ohne irgendwelchen Text verstehen zu können. Es war möglicherweise auch nur ein Summen, aber die Klänge gefielen ihr nicht, weil sie unmelodisch waren. Über so etwas konnte sich eigentlich nur der Teufel freuen.

Schwer floß der Atem über ihre Lippen, als sie sich wieder aufrichtete. Sie hatte auch versucht, einen Blick durch beide Schlüssellöcher zu erhaschen, aber nichts gesehen. Wahrscheinlich waren sie von innen verhängt worden.

Der nächste Schritt brachte sie zur Tür der Dusche.

Dahinter war es still.

Also ging Sheila weiter.

Bei der folgenden Tür hatte sie Erfolg, als sie das Ohr gegen das Holz legte.

Hier sang niemand, hier stöhnte jemand. Es war ein tiefes, beunruhigend klingendes Stöhnen, als wäre ein Mensch dabei, allmählich krank zu werden, wobei er noch unter starken Schmerzen litt, die wie Splitter seinen Körper durchwühlten.

Was tun?

Hineingehen, nachsehen und dann versuchen, der Person zur Seite zu stehen?

Sheila kam nicht mehr dazu, ihre Überlegungen in die Tat umzusetzen. Zum Glück hatte sie im letzten Moment die leisen Schritte gehört, die schon sehr nahe der Tür aufklangen.

Hastig trat sie zurück.

Jemand riß vor ihr die Tür auf. Ein Schwall ungewöhnlich warmer Luft erwischte sie, als hätte jemand einen Ofen angezündet, um sich an der Hitze zu erfreuen. Auch Schwaden drückten sich durch die Öffnung, und innerhalb dieses grauen Gebildes sah sie nicht nur ein von rotblonden Locken umrahmtes Gesicht, sondern auch einen nackten, sehr schlanken Körper, der sogar schon knochig war.

Lippen verzogen sich zu einem faunischen Lächeln, eine Hand griff nach ihr, die Sheila wie eine Kralle vorkam, und die Lippen rollten sich zu einem Kreis zusammen. »Komm her zu mir. Komm her. Ich habe das Wasser des Teufels… komm… ich weihe dich damit!«

Sheila wich so weit wie möglich zurück. Sie fror plötzlich vor Furcht. Dann kam ihr in den Sinn, ein Kreuzzeichen zu schlagen, und die nackte Gestalt fauchte auf, während sich ihr Gesicht zu einer Fratze verzog und sie selbst hastig zurückschritt, damit sie die Tür mit einem Knall schließen konnte.

Ihr zitterten die Beine. Für einen Moment verschwammen Wand und Tür miteinander. Sheila brauchte die Phase der Ruhe, um wieder zu sich selbst finden zu können.

Ihren Plan hatte sie nach wie vor nicht aufgegeben. Sie wollte in ihr Zimmer, und sie hoffte auch, daß sich dort nichts verändert und das Böse nicht Einzug gehalten hatte. Dieses Haus war in der letzten Zeit zu einem Hort des Schreckens geworden, zu einem Gefängnis, in dem der Teufel die Wachregie übernommen hatte, vertreten durch die geheimnisvolle Geisterfrau, die einmal Lady Diane Bancroft gewesen war.

Bis zu ihrer Zimmertür waren es nur wenige Schritte. Sheilas Hand lag bereits auf der Klinke, als sie trotzdem zögerte. Plötzlich fürchtete sie sich davor, über die Schwelle zu treten. Die Tür hatte etwas Bedrohliches für sie.

Reiß dich zusammen, befahl sie sich selbst, lauschte, hörte nichts, war nicht zufrieden, aber sie gab sich den innerlichen Ruck, der nötig war.

Das Zimmer war leer.

Sheila schloß für zwei Sekunden die Augen. Diese Ruhe brauchte sie, um endgültig über die Schwelle schreiten zu können. Ein etwas kühlerer Atem wehte ihr entgegen. Die Vorhänge an den Fenstern bewegten sich flatternd und sie sah, daß es der Wind war, der durch den Spalt des schräg gestellten Fensters drang und die Gardinen blähte.

Sheila schloß die Tür hastig hinter sich und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

Sollte sie tatsächlich das Glück gehabt haben, als einzige noch normal geblieben zu sein?

Was hieß in diesem Fall schon normal, wo sich die Dinge von einer

Sekunde zur anderen leicht verschieben konnten. In diesem Haus herrschten andere Gesetze als noch vor einem Tag.

Sie löste sich von ihrem Platz und durchschritt den dämmrigen Raum. Es schien keine Sonne mehr hinein. Zwar lag draußen noch das Tageslicht, aber es wartete nur darauf, von den abendlichen Schatten vertrieben zu werden.

Sheila wußte selbst nicht, weshalb sie sich auf das Fenster zubewegte. Möglicherweise wollte sie nach draußen schauen, um einen Hauch der Freiheit zu erwischen.

Nicht weit von der Scheibe entfernt blieb sie stehen. Ihr Blick fiel durch das spiegelnde Glas nach draußen in den Garten, wo sich auch einiges verändert hatte.

Es strich kein Licht mehr über die Blumen, das Gras oder die Sträucher hinweg. Im allmählich entschwindenden Tageslicht verschwammen die Umrisse miteinander und bildeten eine soßenartige Welt, aus der sich nur die Gerippe der Obstbäume hervorhoben wie längst skelettierte und dunkel gewordene Leichen, die noch einmal ihre Arme und Hände ausgestreckt hatten, als wollten sie Gnade erflehen.

Den Schuppen entdeckte sie nicht. Er lag einfach zu weit hinten und hatte sich längst in der dort herrschenden Dämmerung versteckt. Selbst die Konturen konnte sie nicht ausmachen.

Und doch bewegte sich etwas im Garten. Als Sheila dies feststellte, wich sie etwas zurück. Es war einfach der reine Schreck, der sie handeln ließ. Ein Tier jedenfalls war es nicht.

Nein, eine Gestalt…

Sie löste sich aus dem Zwielicht des Hintergrunds und schien die Farbe des Himmels anzunehmen, ein dunkles Grau, vermischt mit helleren Tönen, die wie lange Streifen in die Dämmerung hineingriffen. Bei der Gestalt aber bewegten sich die Streifen. Sie zuckten auf und nieder, glitten auch über den Boden und beleuchteten das Gras.

Es war der Schein einer Laterne, und sie wiederum schwankte in der Hand der einäugigen Geisterfrau.

Sheila schluckte. Bitternis spülte durch ihre Kehle und dann in Richtung Magen.

Ja, sie war da, sie lauerte. Wie hätte es auch anders sein können. Sie war die Hüterin dieses verdammten Hauses, und als Sheila noch einmal hinschaute, da bewegte sich das Licht nicht mehr.

Es bildete eine Insel.

Vor und unter ihrem Fenster.

Sheila atmete heftiger. Sie schielte nach unten. Lady Bancroft schien die Bewegung gesehen oder geahnt zu haben, denn im gleichen Augenblick hob sie den Blick.

Ihr Gesicht war bleich wie das eines Toten, der gerade erst gestorben war und dessen Lippen noch einmal bei einem letzten Zucken ein kaltes Lächeln produzierten…

***

Bill Conolly wurde immer nervöser, als er merkte, daß die Sonne verschwand und die Dämmerung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Er hockte vorgebeugt im Rückraum des BMW und rieb nervös seine Hände. Immer wieder drehte er den Kopf und schaute zu beiden Seiten aus den Fenstern.

Suko fuhr, und ihm tippte er auf die Schulter. »Kannst du nicht noch mehr Gas geben?«

Der Inspektor gab keine Antwort. Dafür drehte ich mich um. »Bill, wir tun unser Bestes.«

Er schaute mich an. »Ja, verdammt, das weiß ich. Aber wenn Sheila sich noch länger…«

»Warte erst einmal ab.«

Bill lehnte sich zurück. Mit einem Taschentuch wischte er über seine Stirn. »Abwarten«, murmelte er. »Du glaubst nicht, wie ich dieses Wort hasse.« Er nahm die Straßenkarte hoch und ließ sie wieder fallen. »Es dauert nicht mehr lange, dann erreichen wir ein Waldstück. Dahinter muß das Haus dann liegen.«

»Hast du schon einen Plan, wie du vorgehen willst?« fragte Suko. Er fuhr langsamer an eine Kreuzung heran und folgte dem bleichblassen Licht der Scheinwerferstrahlen, die wir sicherheitshalber eingeschaltet hatten.

Ich nickte. »Den habe ich.«

»Und?«

»Mein Vorschlag ist, daß wir nicht wie die Wilden losstürmen und irgendwen auf uns aufmerksam machen. Das könnte zu leicht ins Auge gehen.«

»Einverstanden.«

Bill meldete sich vom Rücksitz. »Ich aber nicht so unbedingt, John. Je länger wir warten, um so mehr Zeit verlieren wir. Denk doch an Sheila. Die hockt inmitten eines Wespennestes.«

Suko hielt an der Kreuzung an. Ich drehte mich so gut wie möglich auf dem Sitz und schaute nach hinten. Bills Gesicht war schweißnaß. Seine Augen flackerten nervös, und er litt sehr, denn er wußte ja nicht, in welch Lage sich Sheila manövriert hatte.

»Ich weiß, was du denkst, Bill. Ich bin auch der letzte, der kein Verständnis für dich hätte, aber in diesem Fall müssen wir überlegt vorgehen.«

»Sehe ich ein, John, sehe ich ein. Nur möchte ich gern nahe an das

verdammte Haus heran.«

»Das wirst du auch können. Zudem haben wir es nicht mehr weit.«

»Fahr nach rechts, Suko.«

»Bin schon dabei.«

Der BMW rollte wieder langsam an und in das Waldgebiet hinein, von dem wir vorhin gesprochen hatten. Auch tagsüber würde das Laub der Bäume wenig Sonnenlicht durchlassen. Jetzt aber, wo die Dämmerung Einzug hielt, war es beinahe schon finster. Da zeigten sich die Schatten wie gewaltige Mauern, die hoch bis zu den Kronen glitten und sich mit ihnen vereinten, als wären von zwei verschiedenen Seiten Riesenhände gegeneinander gelegt worden, um so einen schützenden Tunnel zu bilden.

Suko fuhr sehr langsam. Der Wagen tastete sich förmlich voran, und seine Scheinwerfer glotzten wie zwei bleiche Augen.

Ich drückte auf den entsprechenden Kontakt, und die linke Seitenscheibe sirrte an meiner Seite nach unten in die Tür. Frische Waldluft drang in den Wagen. Sie war eine Wohltat für die Lungen, denn sie roch würzig und überhaupt nicht trocken. Sie war zudem erfüllt von einem Blütenaroma, und zum Glück hatte keiner von uns unter einem Heuschnupfen zu leiden.

Der diamantschwarze BMW schlich weiter.

Er kroch förmlich auf seinen breiten Reifen dahin, und wir hörten das leise Singen, mit dem er über den glatten Asphalt glitt. Das Licht der beiden Augen strahlte nach vorn, aber es riß niemals einen großen Fleck aus dem grauen Asphalt, weil es von der ungewöhnlich scharfen und grauen Dunkelheit aufgesaugt wurde.

Beinahe wedelartig wuchsen die schlanken Stämme der Bäume zu beiden Seiten der Fahrbahn hoch, in den unteren Regionen von einem dichten Unterholz umwachsen.

Suko und ich schwiegen. Beiden war uns nicht wohl zumute. Wir schauten gespannt nach vorn, und es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich etwas Furchtbares aus dem Gebüsch aufgetaucht wäre.

Es blieb aber ruhig.

Schnurgerade führte die Allee weiter. Auf der Spezialkarte hatten wir gesehen, daß irgendwann an der rechten Seite ein Weg abzweigte, der direkt zum Grundstück führte, das auch unser Ziel war. Es war uns noch gelungen, einige Erkundigungen über das Haus einzuziehen. Viel hatten wir allerdings nicht erfahren können. Wir wußten nur, daß der Bau alt war und ziemlich einsam lag.

»Es muß gleich kommen«, flüsterte Bill hinter uns.

Suko nickte, dann schüttelte er den Kopf, und wir hörten seinen leisen Fluch.

»Was hast du?«

»Der Wagen tut es nicht mehr!«

Das wollte ich nicht glauben, deshalb sagte ich: »Gib doch mal Gas, Alter.«

Er hob die Schultern. »Was meinst du, was ich die ganze Zeit über schon tue. Es rührte sich nichts, es ist…« Er hörte auf zu sprechen, lauschte, dann sagte er: »Jetzt läuft auch der Motor nicht mehr.«

Es stimmte.

Im Rückraum hörten wir Bill heftig atmen. Wir konnten uns vorstellen, daß sich seine Sorgen beileibe nicht verkleinert hatten. »Eine Falle, John«, sagte er und klopfte mir einige Male auf die Schulter. »Das ist eine verfluchte Falle.«

»Denke ich auch.«

Im Gegensatz zu ihm blieben Suko und ich relativ gelassen. Der Inspektor meinte: »Das erleben wir nicht zum erstenmal, daß magische Kräfte über die Technik triumphieren.«

»Aber hier geht es um meine Frau!« keuchte Bill. Er hatte bereits die Tür geöffnet und stieg schon aus, bevor der Wagen noch zum Stehen gekommen war. Einige torkelnde Schritte lief er mit, dann blieb er stehen und schaute sich wild um.

Suko und ich verließen das Fahrzeug ebenfalls.

Bill kam auf uns zu, aber er sah uns nicht, denn er schaute durch die Lücke zwischen uns, als hätte er irgendwie in weiter Ferne etwas entdeckt. »Da ist ein heller Streifen, ein Licht. Klein nur, aber immerhin. Es muß das Haus sein.«

Wir schauten ebenfalls hin, und als Bill in seinem Übermut vorrennen wollte, hielt ich ihn fest.

»Nein, so nicht.«

Er wollte sich losreißen. »Warum nicht, John? Das ist…«

»Es wandert«, erklärte Suko an meiner Seite.

»Ja, das stimmt.«

»Dann kommt es auf uns zu«, flüsterte Bill. Er schaute Suko an, dann mich. »Okay, was tun wir?«

»In die Büsche«, schlug Suko vor. »Du links, ich rechts.«

Bill war irritiert. »Und was mache ich?«

»Du bleibst auf der Straße und erwartest die Person, die gleich auf dich zukommen wird.«

Das gefiel ihm nicht so sehr.

»Denk an Sheila.«

»Gut, verschwindet.«

Ich zwinkerte ihm noch einmal zu, und wenig später waren Suko und ich in den Büschen verschwunden.

Jetzt konnte die Person kommen.

Und sie kam.

Das Licht schwankte von einer Seite zur anderen. Möglicherweise hielt dort jemand eine Laterne oder eine Taschenlampe in der Hand,

um den genauen Weg zu finden.
Ja, es war eine Taschenlampe. Der Strahl fiel in einem schrägen Winkel und irgendwie langgestreckt auf den Boden und wanderte auch vor der Person her.
Ich beobachtete Bill. Mein Freund stand wie auf dem Sprung, den Blick auf das Ziel gerichtet.
Manchmal wischte er über seine Augen. Auch bewegte er die Hände, ballte sie zu Fäusten und öffnete sie wieder. Die fremde Gestalt ließ sich nicht beirren. Schritt für Schritt verkürzte sie die Entfernung und dann hatte ich plötzlich das Gefühl, unter Strom zu stehen.
Es war eine Frau, die über die Straße ging.
Auch Bill hatte sie erkannt. Er lief auf sie zu. Wir hörten einen leisen Schrei, und dann rief er den Namen der Person aus, mit einer Erleichterung in der Stimme, wie sie schon einmalig war.
»Jolanda!«
Ich verstand gar nichts mehr, denn Jolanda Norman war die Freundin, bei der sich Sheila aufhielt.
Die Lage schien sich zu entspannen. Suko und ich aber blieben trotzdem in unseren Deckungen hocken. Man konnte ja nie wissen…

***

»Du hast mich erkannt, Bill?«
»Und ob ich dich erkannt habe.« Er ging einen Schritt auf die Frau zu. »Das ist… das ist…«
Jolanda lachte. »Nun reiß dich mal zusammen. Ist es denn so ungewöhnlich, daß du mich hier triffst?«
»Das nicht, aber…«
»Was denn aber?«
Bill atmete zweimal tief durch. Er mußte sich zunächst einmal beruhigen und dokumentierte dies auch, in dem er einige Male die Arme hob, sie sinken ließ und sich schließlich gefangen hatte. »Es geht um Sheila. Sie ist doch bei dir, oder nicht?«
Jolanda Norman ließ die Spannung noch anwachsen, als sie mit der Antwort wartete. Sie trat einen kleinen Stein zur Seite und erwiderte locker. »Natürlich ist sie bei mir.«
»Ja und?«
»Was und?«
»Wie geht es ihr?«
»Prächtig.«
Der Reporter atmete auf. »Verdammt, das ist gut. Das ist einfach super. Ich habe schon gedacht…«
»Was hast du gedacht, Bill?«
»Nichts, gar nichts.« Er drehte sich um und überlegte, ob er seine Freunde rufen sollte. Aber die hatten ja alles mitbekommen und

würden sich entsprechend verhalten. Deshalb deutete er auf den BMW. »Es ist komisch, aber der Motor gab plötzlich seinen Geist auf. Dann verloschen auch die Scheinwerfer.«

»Die habe ich gesehen, Bill. Deshalb bin ich ja aufmerksam geworden.« Jolanda wühlte ihr locker geschnittenes Haar hoch. Sie trug einen Hosenanzug aus dunkler Seide, der Falten warf und fast bei jeder Bewegung glänzte. »Es ist nicht mehr weit, ein paar Schritte, dann kannst du deine Sheila in die Arme schließen. Ob sie das freuen wird, weiß ich allerdings nicht.«

»Was meinst du denn damit?«

»Wir Frauen wollten eigentlich unter uns bleiben und mal ein wenig reden.«

Bill hob die Schultern. »Kann sein, daß ich ja wieder verschwinde.«

»Es bleibt dir überlassen. Komm!« Sie streckte dem Reporter ihre Hand entgegen, in die Bill seine legte.

Dann ließ er sich abführen wie ein kleines Kind.

Seine Freunde aber verstanden die Welt nicht mehr…

***

Sheila hatte die Nähe des Fensters nicht verlassen, weil sie einfach wissen mußte, was die Geisterfrau vorhatte, denn das stand ihrer Ansicht nach in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Reaktionen der drei Mädchen.

Im Prinzip wunderte sie sich darüber, daß sie im Garten blieb und wie ein Wächter auf- und abging.

Dabei bewegte sich natürlich auch die Laterne.

Hinter Sheilas Stirn tobten die Gedanken. Sie konnte noch immer nicht fassen, was genau hinter den Plänen dieses Wesens steckte. Jedenfalls hatte sie es geschafft, nicht nur die drei Mädchen in ihren Bann zu ziehen, sondern auch Jolanda. Okay, die war immer ein wenig verrückt oder überspannt gewesen, aber Sheila hatte Jolanda gemocht. Man konnte mit ihr Pferde stehlen, sie steckte immer voller Ideen, mußte ständig etwas Neues ausprobieren, war mit ihrem Temperament Bill oft genug auf die Nerven gefallen, aber das machte Sheila nichts aus. Sie konnte die Frauen, die nur herumhingen, sich gegenseitig bejammerten oder dann - wie es in Vereinen oft üblich war - nur über andere redeten, sowieso nicht ab. Das paßte ihr nicht, sie brauchte Frauen mit Aktivitäten, die auch mal Fünfe gerade sein lassen konnten. Dazu gehörte Jolanda eben.

Und jetzt dieser Wechsel.

Voll und ganz stand sie unter dem Bann der düsteren und trotzdem bleichen Frau dort unten im Garten, die wie aus dem Nichts erschienen war.

Natürlich hatte sich Sheila um die Person selbst Gedanken gemacht.

Auch Gespenster erschienen nicht einfach so. Man hatte versucht, ihr Dasein zu erklären, und es gab Menschen, die behaupteten, daß sich Gespenster aus der Restenergie zusammensetzten, die ein Verstorbener hinterlassen hatte.

Ob das stimmte, wußte sie nicht. Es war auch für sie nicht das Problem. Sie mußte derartige Wesen als Tatsache hinnehmen und versuchen, das Beste aus ihrem Schicksal zu machen.

Es war ihr längst klar, daß die Geisterfrau auch einen Namen hatte. Nicht direkt als Tote, sondern als lebendige Person hatte sie Lady Diane Bancroft geheißen.

Ja, es gab für sie keine andere Möglichkeit. Und diese Diane Bancroft war auf schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen. Man mußte sie regelrecht zerhackt haben, denn es waren ihre Knochen, die Sheila unter der Blumenerde versteckt gefunden hatte.

Welches schreckliche Drama mochte sich hinter den Mauern dieses Hauses abgespielt haben? Sheila schüttelte sich, als sie daran dachte. Mord und Totschlag auf besonders grausame Art und Weise.

Das Opfer kannte sie, aber wer war der Täter?

Darüber zerbrach sich Sheila trotz allem den Kopf. Sie gehörte eben zu den Menschen, die alles wissen wollten und auch mußten. Sonst fühlte sie sich nicht wohl.

Lady Bancroft war nicht grundlos gestorben. Jemand mußte wie ein Wahnsinniger über sie gekommen sein, wobei er nicht damit gerechnet hatte, daß diese Person als Geist auch weiterhin existieren konnte. Es gab andere Fälle, von denen Sheila wußte. Sie konnte auch vergleichen und ging davon aus, daß diese Geisterfrau eigentlich hätte Rache nehmen müssen. Rache an ihrem Mörder. Das tat sie wohl nicht, denn sie blieb in ihrem Umkreis zurück.

Sogar am Haus.

Hin und her bewegte sich die unheimliche Person mit dem einen Auge. Sheila hatte sich nicht direkt vor das Fenster gestellt. Sie schaute von der Seite her durch die Scheibe. Die Geisterfrau selbst sah sie nicht immer, ihren Weg aber konnte sie anhand des zuckenden Lichtscheines beschreiben.

Im Zimmer war es still. Auch von draußen hörte sie keine Geräusche, obwohl Sheila diese Tatsache keineswegs als Beruhigung ansah. Die drei Mädchen hatten etwas vor, das stand für sie fest. Sie waren in eine magische Mühle hineingeraten und hatten sich verändert. Sie gehorchten jetzt anderen Mächten, wobei Sheilas Ansicht nach der Teufel an erster Stelle stand. Seine Kraft hatte die drei verwandelt, sie waren zu Teufelsmädchen geworden.

Sheila dachte über Jolandas Aufenthaltsort nach. Befand sie sich noch im Haus? Hatte sie es verlassen? Oder war sie dabei, für gewisse Dinge Vorbereitungen zu treffen?

Viele Fragen auf einmal, auf die Sheila keine Antworten wußte. Jedenfalls stand fest, daß Jolanda Norman in den Bann der anderen Macht hineingeraten war und so leicht auch daraus nicht befreit werden konnte.

Auf leisen Sohlen bewegte sich die Frau auf die Tür zu. Hatte sie sich vor kurzem noch über die Einrichtung des Zimmers gefreut, so mochte sie es jetzt überhaupt nicht. Es war einfach so anders geworden. Zwischen den Wänden lebte etwas. Schatten schienen von einer Seite zur anderen zu huschen. Sheila hörte Stimmen, wo keine waren und schalt sich dafür eine Närrin, daß sie dermaßen überzogen reagierte.

War diese Vorstellung das Spiegelbild ihrer eigenen Gedanken? Brach sich die Phantasie freie Bahn? Sah sie jetzt schon Dinge, die gar nicht existierten?

Sheila blieb stehen und preßte ihre Fingerspitzen gegen die Stirnseite. Sie durfte sich jetzt nicht von ihren eigenen Vorstellungen verrückt machen lassen. Das waren nur Bilder, keine Realitäten. Sie dachte an nichts anderes mehr, sie versuchte selbst, eine Insel zu sein und alles andere wegzuschieben.

Ein ihr bekanntes Geräusch riß sie aus den Gedanken. Es war draußen im Flur aufgeklungen. Für einen Moment überlegte sie noch. Wenn sie nicht alles täuschte, war dort eine Tür zugefallen. Es konnte nur bedeuten, daß eine der drei jungen Frauen ihr Zimmerverlassen hatte. Oder sogar alle drei.

Sheila huschte auf die Tür zu. Sie legte ihr Ohr dagegen und hörte nichts. Dann senkte sie den Kopf und versuchte, durch das Schlüsselloch zu peilen.

Nichts war für sie zu erkennen. Nur eine schwammige Düsternis. Hinter der Tür schien eine fremde Welt zu liegen, die mit diesem Haus hier nichts zu tun hatte.

Die Frau ließ einige Sekunden verstreichen und wollte sich schon wieder aus der knienden Haltung erheben, als sie doch eine Bewegung wahrnahm. Etwas huschte an ihrer Tür vorbei. Sheila nagte an ihrer Unterlippe. War es eines der Mädchen gewesen, das leise über den Gang geschritten war, oder waren irgendwelche Schatten produziert worden?

So genau konnte sie es nicht sagen. Natürlich war ihr unwohl. Es steckte auch eine gewisse Angst in ihr, die aber versuchte sie mit aller Macht zu bekämpfen.

Die Neugierde war stärker. Deshalb wollte Sheila wissen, was sich dahinter tat. Sie ging einfach davon aus, daß auch die drei Mädchen irgendwelche Pläne hatten, daß sie nicht einfach so in den Tag hineinlebten, und Sheila, der erst jetzt auffiel,, daß kein Schlüssel im Schloß steckte, riskierte es und öffnete die Tür. Sie versuchte, möglichst keinen Laut zu verursachen, denn sie konnte sich vorstellen,

daß die drei Models ebenfalls wie unter Strom standen.
Es klappte.
Sheila hielt die Augen zu Schlitzen verengt, hielt zudem den Atem an, dann riskierte sie es und zog die Tür spaltbreit auf. Sie freute sich darüber, daß ihr Zimmer das letzte im Flur war. So brauchte sie nur nach einer Seite zu schauen.
Allmählich bekam sie einen gewissen Überblick. Eine Gestalt konnte sie noch nicht erkennen. Das düstere Licht lag wie ein Schleier im Flur. Weit entfernt nur brannte eine Lampe. Sie war wie eine Tasse, die unter der Decke klebte.
Ihr Licht wirkte ungewöhnlich blaß, weil es schon sehr bald in der Dunkelheit versickerte. Es war nicht mehr als ein Fleck, aber er reichte aus, um trotzdem den Umriß einer Gestalt aus der schlammgrauen Finsternis zu holen.
Dort stand eine von ihnen.
Es war komisch, aber Sheila fühlte sich irgendwie besser, als sie diese Person sah. Das untätige Warten hatte ihr überhaupt nicht gefallen und an ihren Nerven gezehrt. Das Erscheinen dieser Person allerdings sagte ihr, daß es irgendwie auch weitergehen mußte, denn grundlos hielt sich das Model nicht dort auf.
Ihre Augen gewöhnten sich an das schlechte Licht. Sie hatte die drei Mädchen bei der Ankunft gesehen und konnte sie auch voneinander unterscheiden.
Dort im Gang stand die dunkelhaarige Person.
Sheila hatte sich ein wenig entspannt. Sie stand auch nicht mehr geduckt, sondern zur vollen Größe aufgerichtet und war davon überzeugt, daß sich dieses Mädchen umgezogen hatte. Es trug ein anderes, ein langes Kleid, das noch viel von ihrer Haut sehen ließ, zumindest am Rücken. Das Kleid reichte dabei bis zum Boden, und das schwarze Haar hatte sie auf eine bestimmte Art und Weise gekämmt, so daß es nicht nur lang in den Nacken fiel, sondern ihr vorkam wie eine dunkle erstarrte Flamme mit einem Kranz aus Spitzen, die von den Rändern abstanden und nur durch ein Gel oder Spray so hatten in Form gehalten werden können.
Das Mädchen hielt etwas in der Hand. Es sah aus wie ein langer Wanderstab, und mit ihm klopfte sie such mehrmals auf den Boden. Dabei veränderte sich die Spitze des Stabs. Dort leuchtete es fahl auf, und Sheila erkannte sogar einen Umriß.
Es war ein kleiner, sehr bleicher Schädel, dessen Inneres von einem fahlen Licht ausgeleuchtet wurde.
Ein Totenkopf…
Die heimliche Zuschauerin schluckte. Sie konnte sich die Bedeutung des Stabes und natürlich auch des Schädels nicht erklären und wartete zunächst einmal ab, was geschehen würde, natürlich in der Hoffnung,

daß sich die andere Person nicht herumdrehte, den Flur entlangschaute und sie zu Gesicht bekam.

Noch rührte sich nichts.

Nach einigen Sekunden bewegte sich die Person. Sehr langsam drehte sie sich.

Das schattenlose Licht der Deckenleuchte fiel dabei gegen ihr Gesicht und ließ es aussehen wie eine bleiche Insel, die zwischen der Decke und dem Boden schwamm.

Das Gesicht hatte sich im Prinzip nicht verändert und doch war es irgendwie anders geworden. Viel blasser, auch kälter und abweisender.

Sheila gelang es, die Tür wieder etwas weiter zu schließen, und sie drückte sie erst wieder auf, als sie andere Geräusche vernahm, als sich zwei weitere Türen ihr gegenüber öffneten.

Die anderen Mädchen verließen die Zimmer. Sie hatten sich umgezogen. So trug die rotblonde Freya Kiss nur ein Oberteil und ein knappes Höschen. Dazwischen leuchtete ihre Haut bleich wie Alabaster. Ihr Haar wirkte von der Farbe her intensiver, als hätte sie es noch einmal nachgefärbt.

Sheilas Blick glitt an den langen Beinen hinab, und sie erkannte, daß die Person hochhackige Schuhe trug.

Trotz dieser hohen Absätze bewegte sich Freya beinahe lautlos auf die wartende Katie Clapton zu.

Zum Glück schaute sie nicht zurück, auch dann nicht, als die dritte Person ihr Zimmer verließ.

Margot Tander schob sich sehr vorsichtig in den Flur. Ihr Zimmer befand sich Sheilas am nächsten, doch sie sah die heimliche Zuschauerin trotzdem nicht, denn ihr Blick war in die andere Richtung gewandt.

Sheila hatte sich an ihre Rolle gewöhnt. Als Margot den Raum verließ und in den Gang hineintrat, runzelte die Frau die Stirn. War das Model nackt?

Es sah zumindest so aus. Erst nach dem zweiten Schritt entdeckte Sheila das dünne Etwas, das sich das Model um den Körper gehängt hatte. Es war nur mehr ein hauchdünnes Etwas, ein durchsichtiger Schleier, auf den sie auch hätte vollständig verzichten können, denn bei ihr war alles zu sehen.

Auch sie drehte Sheila den Rücken zu. Sie lachte, als sie die Tür schloß. Dann schüttelte sie den Kopf, die blonde Mähne bewegte sich dabei und schien Funken zu schleudern.

Wieder schlug Katie Clapton mit dem Ende des Stocks zweimal auf den Boden.

Abermals leuchtete der kleine Schädel auf der Spitze fahl auf. Dieses Klopfen war auch das Zeichen für die anderen beiden, die sich zu ihrer

Anführerin gesellten.

Dann standen sie zusammen.

Sie hatten so etwas wie ein Dreieck gebildet. Sheila hörte ihre Stimmen, da sie jedoch sehr leise sprachen, konnte sie kein Wort verstehen. Über den Flur floß ein geisterhaftes Wispern, als hätte sich die Stimme aus dem Jenseits gemeldet.

Um Sheila kümmerte sich keine der Frauen. Darüber war sie auch-froh. Sollte sie ruhig vergessen werden, ihr machte es nichts aus. Ihr Zimmer war noch relativ sicher, sie hoffte zudem, daß es auch so bleiben würde.

Die drei Mädchen gingen.

Da sie es nicht weit bis zur Treppe hatten, waren sie schon sehr bald verschwunden.

Sheila Conolly atmete auf und zog sich in ihren Raum zurück. Noch immer lastete in ihr die Spannung, die ließ sich auch nicht vertreiben, aber die große Angst war glücklicherweise vorbei.

Sie überlegte, was die drei Mädchen vorhaben konnten. Wahrscheinlich würden sie sich in den unteren Räumen mit Jolanda Norman treffen. Da sie sich umgezogen hatten, war es durchaus möglich, daß sie so etwas wie ein Fest feiern wollten, das dem Teufel genehm sein konnte. Eine Schwarze Messe vielleicht.

Das wollte Sheila gar nicht gefallen. Sie hatte darüber gelesen. Sie und ihr Mann Bill hatten auch schon oft über die Gefahren gesprochen, die derartige Feiern beinhalteten.

Was tun?

Sheila dachte nicht im Traum daran, die Pläne der anderen zu zerstören, sie war keine Heldin wie aus dem Comic, sie besaß zudem keine Waffen. Die Schwarzen Messen rochen nach Tod und Verderben. Am besten war es, wenn sie so lange wie möglich im Zimmer blieb, hin und wieder nach draußen schaute und erst dann versuchte zu entkommen, wenn die Aufmerksamkeit der anderen nachgelassen hatte und diese sich auch nicht mehr an sie erinnerten.

Leider war dies nur Theorie, Wunschträume, die sich kaum erfüllen ließen.

Mit kleinen Schritten durchwanderte sie den Raum. Das Fenster schimmerte in der Wand. Die Scheibe war dunkel, und sie gab Sheilas schwaches Spiegelbild wider.

Diesmal war sie nicht so vorsichtig, als sie in den Garten schaute, denn sie baute sich direkt vor dem Fenster auf. Nach wie vor rechnete sie damit, die Geisterfrau zu sehen, doch es blieb dunkel. Lady Diane Bancroft hatte sich zurückgezogen. Klar, sie mußte sich ja zu den drei Mädchen gesellen, um sie mit ihrer Magie vertraut zu machen. Da griff ein Rädchen in das andere. Dieses Spiel war nicht aus dem Bauch heraus entstanden, sondern schon lange geplant.

Der Garten lag jetzt in tiefe Dunkelheit gehüllt. Nicht ein Licht brannte. Keine Laterne, keine Bogenleuchte, es gab einfach nichts, was die Finsternis durchbrochen hätte.

Ihre Augen drehten sich nach oben, und Sheila versuchte, in den Himmel zu schauen.

Eine schwarze Wand hatte sich dort gebildet. Sie verdeckte den Mond und die Sterne. Sie reichte von einem Ende zum anderen, es gab nichts, was sie hätte aufhalten können, und der Natur gab sie den nötigen Grabdeckel. Es war eine dieser finsteren, dunkelgrauen Nächte, die alles erdrückte, und Sheila fröstelte.

Sie war schon beinahe soweit, daß sie sich die Ankunft der Geisterfrau herbeisehnte. Durch den Fensterspalt drang die kühle Luft in das Zimmer. Ja, es war ziemlich kühl geworden, ein Zeichen, daß der Sommer noch einige Zeit auf sich warten ließ.

Sie atmete tief durch.

In ihrem Kopf tuckerte es. Sheila gab zu, daß die letzten Stunden sie ein wenig zu stark genervt hatten, da waren die Enttäuschungen zu einer Lawine angewachsen.

Zum Glück ließ sie sich von dem Vergangenen nicht beeinflussen. Sie schaute lieber in die Zukunft und dachte daran, daß sie die restliche Nacht nicht hier im Zimmer verbringen wollte. Es mußte einen Weg geben, der sie aus dem Haus brachte, aber nicht einen, der über die normale Treppe führte.

Da gab es nur das Fenster.

Sheila riskierte es und zog es auf. Sie wollte genau sehen, wie groß die Entfernung zum Boden war und ob sich ein Sprung in die Tiefe lohnte und sie ihn auch unverletzt überstehen würde.

Noch zögerte sie damit, sich hinauszulehnen, sie lauschte noch, hörte nichts, als hin und wieder ein leises Rascheln zu hören war. Dann riskierte sie es und zuckte sofort wieder zurück.

Da war etwas!

Sie hatte Schritte gehört, auch Stimmen. Oder war es nur eine? So genau konnte sie es nicht sagen, jedenfalls näherten sich die Schritte der Rückseite des Hauses und damit auch ihrem Fenster. Füße schleiften durch Gras, trockenes, altes Laub raschelte. Manchmal zerknackten auch alte Zweige, die niemand zur Seite geräumt hatte.

Sheila hatte sich so hingestellt, daß sie schräg durch das Fenster blicken konnte und auch den Boden sah, wo sich die beiden Umrisse abzeichneten.

Eine Frau sprach, dann sprach sie noch einmal und wiederholte den ersten Satz. »Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen, es geht ihr gut.«

»Na ja, ich weiß nicht so recht.«

Da hatte ein Mann geantwortet. Sheila Conolly hielt den Atem an. Sie

hatte dabei das Gefühl, mit den Beinen und bis zur Hüfte in einem Eiskeller zu stehen.

Den Mann, der geantwortet hatte, kannte sie wie keinen auf dieser Welt.

Es war ihr eigener - Bill!

***

Wir hatten gewartet, bis beide nicht mehr zu sehen waren und hatten dann beinahe synchron unsere Deckungen verlassen. Hinter mir federten die Zweige des Busches zurück, als ich die Straße betrat und Suko das gleiche tat.

Auf der Mitte trafen wir zusammen und kamen uns vor wie auf einem grauen Teppich stehend, der vor uns in die Unendlichkeit führte.

Suko deutete mit dem Finger auf mich. »Jetzt sag nur nicht, daß du das verstehst.«

»Was meinst du damit?«

»Bill und Jolanda.«

»Ein nettes Paar«, erwiderte ich sarkastisch.

»Ja, sehr.«

»Dem ich nicht traue.«

»Bingo, ich auch nicht.«

Ich atmete die würzige, feuchtkühle Luft ein und runzelte die Stirn. »Sie hat ihn mitgenommen, sie hat ihn mit Sheila gelockt, und ich bin sicher, daß sie sich auch in Jolandas Haus befindet. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Und weiter.«

»Keine Ahnung.«

»Tu nicht so.« Suko deutete auf den Wagen. »Du weißt, wie zuverlässig er ist. Ausgerechnet heute und an dieser Stelle läßt er uns im Stich. John, hier geht einiges nicht mit rechten Dingen zu. Soll ich dir sagen, was ich meine?«

»Darauf warte ich.«

»Daß wir eine magische Zone erreicht haben, an deren Entstehung diese Jolanda Norman nicht ganz unschuldig ist. Sie mischt mit, John. Fragt sich nur, ob sie es freiwillig tut. Und mir will auch nicht in den Kopf, daß Bill nichts bemerkt haben soll.«

»Wer sagt das denn?«

»Zumindest sah es so aus. Er ist schließlich sehr schnell mit ihr gegangen.«

»Wegen Sheila.«

»Und deshalb war er auch eine leichte Beute.« Er trat dicht an mich heran. »Denk doch an Elliot Bates. Er hat diese Lady Bancroft gekannt. Er muß sie sogar gut gekannt haben. Ich will damit nicht sagen, daß

sie ein intimes Verhältnis hatten, aber es gibt auch Verhältnisse, die im Geiste gleich sind.«

»Kannst du dich da genauer ausdrücken?«

Suko schaute mich fast böse an. »Als ob du das nicht genau wüßtest, Alter. Es geht um den Teufel. Die Lady und auch der Killer müssen in einer besonderen Verbindung zu ihm gestanden haben, und sie gaben ihm im Haus der Lady Bancroft einen indirekten Schutz oder Wohnplatz. So und nicht anders sehe ich es.«

»Das unterschreibe ich sofort.«

»Wo ist dann noch das Problem?«

»Lady Bancroft ist tot.«

»Na und?«

»Es paßt nicht in unsere Gleichung, Suko. Wenn beide dem Teufel dienten, warum…«

»Vielleicht haben sie sich gestritten.«

»Kann sein.«

Suko fuhr fort. »Weißt du eigentlich, daß mir die Krone nicht mehr aus dem Kopf will? Sie scheint so etwas wie ein magischer Fixpunkt zu sein.«

»Bringst du sie mit Lady Bancroft in Verbindung?«

Suko wiegte den Kopf. »Ganz sicher bin ich mir nicht. Es besteht durchaus die Möglichkeit. Deshalb würde ich vorschlagen, daß wir die Krone mitnehmen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Okay, ich hole sie.«

Suko ließ mich allein. Er ging zu seinem BMW. Hinter mir verklangen die Tritte. Ich kam mir plötzlich sehr allein vor. Die Straße versickerte in der Düsternis, und über mir wuchsen die Zweige der Bäume beinahe zusammen, so daß sie ein aus krummen Fingern bestehendes Dach mit zahlreichen Lücken darin bildeten.

Es war nicht einfach, hier den richtigen Schluß zu finden. Suko gab ich recht. Es mußten Gemeinsamkeiten zwischen Lady Bancroft und Elliot Bates bestanden haben. Nur waren diese nicht so stark, daß sie auch über den Tod hinausgingen.

Irgend etwas stimmte da nicht…

Suko kam wieder zurück. Ich drehte mich um und sah, daß er die Krone wie einen kostbaren Fund auf beiden Händen trug. Sie war etwas deformiert, und ich glaubte auch nicht daran, daß sie ihre magische Kraft noch besaß. Wenigstens nicht zu hundert Prozent.

»Willst du sie tragen?«

»Ja.«

Suko gab sie mir. »Du kannst sie ja als Geschenk vor die Haustür legen.«

»Für wen?«

»Für Jolanda Norman.«

Da hatte er einen Namen genannt, der mich nachdenklich machte. Ich wußte nicht, welche Rolle sie spielte. Von Bill hatten wir einiges über sie erfahren. Okay, sie gehörte nicht gerade zu den Frauen, die ein normales Leben führten. Bei ihr war immer etwas los, sie war sehr sprunghaft und für neue Ideen stets offen. Aber sie hatte sich bisher nicht mit Schwarzer Magie beschäftigt, darauf hätte Bill Conolly sein letztes Hemd verwettet.

Ich dachte jetzt anders darüber und war auch davon überzeugt, daß beide Conollys in ihrer Falle steckten. Während ich hinter dem Busch gehockt hatte, war ich nicht untätig geblieben. Mein Kreuz steckte in der rechten Tasche, und schon beim Wechsel vom Hals an den neuen Ort war mir etwas aufgefallen.

Ich wollte nachsehen, ob ich mich nicht getäuscht hatte und holte das Kreuz noch einmal hervor.

Es blieb auf meiner Handfläche liegen.

Der Schimmer war da.

Leicht flimmernd und irisierend, aber es gab auch etwas, das mich störte.

Es war ein dunkler Schatten, der sich wie eine böse Vorahnung auf das Kreuz gelegt hatte. Suko war nahe an mich herangetreten, um es sich anzuschauen.

»Sorry, John, aber ich kenne das Kreuz nicht so gut wie du.«

»Es hat sich zwar äußerlich nicht verändert, aber die Zeichen sind da. Wenn du genau hinschaust, siehst du die Schatten. Wir sind in eine schwache magische Zone eingedrungen.«

»Die allerdings stark genug war, um meinen Wagen außer Gefecht zu setzen.«

»Wie auch andere Dinge.«

»Wovon sprichst du?«

Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden. »Jolanda Norman. Für mich steht sie auf der anderen Seite. Sie hat Bill weggelockt, und ich bin heilfroh, daß er auf das Spiel eingegangen ist und wir uns auch nicht verraten haben.«

»Das kannst du sagen.«

Die Karte brauchten wir nicht mehr. Der Weg zum Haus war leicht zu finden. Wir wußten ja, daß sehr bald ein Pfad abzweigen würde, der uns geradewegs ans Ziel brachte.

Keiner von uns wollte auf dem direkten Weg das Haus betreten. Wir entschieden uns deshalb dafür, es an der Rückseite zu versuchen, um so spät wie möglich gesehen zu werden.

»Okay«, sagte Suko. »Dann wollen wir mal.«

Er steckte voller Tatendrang, und ich hoffte nur, daß wir nicht in eine Falle liefen…

***

Zwar waren einige Sekunden seit der Entdeckung vergangen, aber Sheila konnte es noch immer nicht fassen, daß ausgerechnet ihr Mann Bill unten im Garten stand.

Das war einfach zuviel für sie. Da kam plötzlich alles zusammen und war wie eine gewaltige Welle über ihren Kopf hinweggebraust. Sie kam sich vor wie eingesperrt, und es war eigentlich die kühle Nachtluft, die sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückbrachte.

Sie hatte sich aus Gründen der Sicherheit noch geduckt und saß in der Hocke.

Diese Haltung behielt sie nicht mehr lange bei, weil sie auch das Lachen ihrer Freundin hörte. Das wiederum gefiel ihr überhaupt nicht. Es klang einfach zu triumphierend und ekelhaft, und sie schüttelte den Kopf. Aber nicht über Jolanda, sondern über Bill, daß er nichts davon merkte. Er war in eine Falle gelockt worden, das stand für Sheila fest. Gleichzeitig fragte sie sich, wie Bill überhaupt darauf gekommen war, ihr einen Besuch abstatten zu wollen. Schließlich hatte sie ihm nicht Bescheid gegeben, und zwischen ihnen bestand auch keine telepathische Verbindung, durch die er hätte Bescheid bekommen können.

Das war für sie alles sehr rätselhaft…

Jedenfalls war Bill da. Er wollte ihr helfen, wie es jedoch aussah, entwickelte sich der Fall in eine umgekehrte Richtung, so daß sie *ihm* zur Seite stehen mußte.

»Nein, Bill, du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Deiner Frau geht es blendend. Auch wenn du dich über die Einsamkeit des Hauses mokierst, und wir das Pech hatten, daß die Außenbeleuchtung ausgefallen ist. Aber das ist nicht das Wesentliche. Du siehst, daß hinter den Fenstern Licht brennt.«

In Sheila kochte es. Diese falsche Schlange, dachte sie. Dieses verfluchte Weibsstück schaffte es tatsächlich, Bill in die Falle zu locken und ins Vertrauen zu ziehen.

Das wollte Sheila nicht in den Kopf. Gerade ihr Mann gehörte zu den mißtrauischen Personen, die sich nicht so leicht hereinlegen ließen. Hier hatte sein Instinkt ebenso versagt wie der Verstand.

Oder war er bereits in einen magischen Bann geraten?

Das konnte sich Sheila ebenfalls vorstellen. Dieses Haus und seine Umgebung waren verflucht. Sie hatte es selbst erlebt, als ihr Wagen nicht angesprungen war. Alte Kräfte hatten die Technik überwunden und auch Bill beeinflußt.

Das offene Fenster mußte auch unten vom Garten her zu sehen sein, aber weder Bill noch Jolanda hatten darauf geachtet, und so riskierte Sheila es, ihre Haltung zu verändern.

Sie kam aus ihrer gehockten Haltung hoch und preßte sich mit der

linken Schulter gegen die Wand.

Wenn sie den Kopf etwas drehte, konnte sie auch in die Tiefe schauen.

Da schien wieder das bleiche Licht der Laterne. Kälter als Mondlicht und gleichzeitig unheimlich.

Es floß über das Gras und ließ die Spitzen aussehen wie nach einer frostigen Nacht. Es fiel auch bis gegen die Füße des Reporters, und Sheila konnte auch den Beginn der Beine sehen.

Was sollte sie tun?

Sie hatte sich entschlossen, noch abzuwarten. Dort draußen war Bill relativ frei, befand er sich erst im Haus, warteten noch drei weitere Gegnerinnen auf ihn, und erst jetzt fiel ihr auf, daß sie ja das Licht der Laterne gesehen hatte.

Lauerte auch die Geisterfrau in der Nähe?

Sie bekam einen langen Hals und war einigermaßen beruhigt. Nein, Jolanda hielt eine Taschenlampe fest. Genau in diesem Augenblick hob die Frau ihren Arm, damit sie Bill leuchten konnte. Sie drehte die Lampe, der Schein schwang herum und glitt für einen winzigen Moment über Bills Gesicht, dessen Züge auf Sheila sehr angespannt wirkten.

»Wir sollten wirklich jetzt ins Haus gehen, Bill«, schlug Jolanda vor. Sie sprach mit lockerer Stimme, nichts wies darauf hin, daß sie den Reporter in eine Falle locken wollte.

Nur das nicht, dachte Sheila.

Sie hörte gleichzeitig die Antwort ihres Mannes. »Okay, einverstanden, Jolanda, aber dann will ich wissen, verdammt noch mal, was gespielt wird.«

»Nichts, Bill, überhaupt nichts.« Sie lachte unecht, was dem Mann nicht auffiel. »Komm bitte.«

Da schoß Sheila vor. Sie drückte ihren Körper durch die Öffnung und stützte sich mit beiden Händen an der Fensterbank vor ihr ab. »Bill!« rief sie. »Bill, um Himmels willen, geh nicht. Bleib draußen! Ich werde zu dir kommen.«

Nach diesen Worten traf Sheila Anstalten, auf die schmale Fensterbank zu klettern…

***

Bill Conolly hörte die Stimme seiner Frau und hatte zunächst das Gefühl, eine Halluzination zu erleben. Sein Kopf ruckte in die Höhe, er sah das offene Fenster wie ein erleuchtetes Rechteck, in dessen Mitte sich Sheilas Gestalt abzeichnete, die bereits mit einem Fuß auf der Fensterbank stand, den rechten Arm ausgestreckt hatte und sich an der Wand abstützte.

»Mein Gott, Sheila, das ist…«

»Bleib da, Bill!«

Er zuckte wieder zurück, schaute nach links, wo Jolanda Norman stand, die sich mittlerweile wieder gefangen hatte. Im Strahl der Lampe sah sie nicht nur Bills Gesicht, sondern auch das Begreifen in seinen Augen, und das konnte sie sich nicht leisten. Sie mußte ihren Weg gehen, was immer auch dazwischenkommen mochte.

Noch stand Bill unter dem positiven Schock, und das nutzte die Modefrau eiskalt aus.

Sie sprang so schnell auf den Reporter zu, daß dieser nicht dazu kam, noch zu handeln. Nur Sheila sah es und rief eine weitere Warnung. Sie stand dicht davor, in die Tiefe zu springen, doch das ließ sie bleiben, denn etwas sauste auf den Kopf ihres Mannes zu. Es war der harte Metallrand der Taschenlampe, und er traf die Stirn des Mannes mit elementarer Wucht.

Sheila blieb beinahe das Herz stehen, als sie den weinerlichen Schrei ihres Mannes hörte. Dann taumelte Bill von der Wucht des Treffers nach hinten. Er versuchte noch, sich auf den Beinen zu halten, das gelang ihm nicht. Die Knie gaben ihm nach, er schwankte noch, dann fiel er zur Seite und landete mit einem dumpfen Aufschlag am Boden, ohne sich noch rühren zu können.

Auch Jolanda hatte es gesehen. Sie fuhr herum und strahlte die geduckt auf der Fensterbank stehende Sheila an. Der helle Lampenkreis erwischte sie direkt im Gesicht. Sheila konnte nichts mehr sehen, sie zwinkerte, doch auch so bekam sie keine klare Sicht.

Dafür hörte sie Jolandas spöttische und gleichzeitig auch siegessichere Stimme. »Wenn du springen willst, Sheila, ich halte dich nicht. Los, versuche es.«

Sie blieb stehen. »Was hast du getan?«

»Ihn ausgeschaltet.«

»Und jetzt?«

»Bleib oben, ich warne dich.« Der Strahl verließ Sheilas Gesicht und huschte über den Boden, bis er den bewußtlosen Bill erreicht hatte. Sheila schaute jetzt in sein Gesicht und konnte auch den dunklen Streifen an seiner Stirn sehen, denn dort hatte das Blut die Platzwunde verlassen. »Ich werde ihn jetzt ins Haus schaffen, wo wir dann gemeinsam zusammentreffen. In meinem Atelier, Sheila. Du wirst kommen und deinen Gatten dort begrüßen können.«

Sie nickte heftig. »Ja, ja, ich komme.«

»Wunderbar.«

»Und was geschieht dann?«

»Wir werden ein kleines Fest zu Ehren unserer lieben Lady Bancroft veranstalten, und ich bin sicher, daß wir sie ebenfalls dabei begrüßen können.«

Sheila hatte genug gehört. Außerdem kam ihr der Platz im offenen

Fenster zu riskant vor. Wenn sie die Augen öffnete, schwankte der Boden unter ihr wie ein wogendes Meer, und sie hatte das Gefühl, von ihm angezogen zu werden.

»Bis gleich dann, Sheila.«

Die Angesprochene gab keine Antwort und zog sich zurück. Beim Sprung kam sie nicht richtig auf und wäre beinahe noch hingefallen. Im letzten Augenblick konnte sie sich an der Bettkante abstützen und hatte das Gefühl, jetzt im Boden versinken zu müssen.

Einfach weg. Nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nichts mehr…

Sie weinte plötzlich.

Es war über sie gekommen mit einer Gewalt, der sie nichts entgegensetzen konnte. Sie schniefte, sie schluchzte und kam sich plötzlich so wahnsinnig verloren vor.

Beide Hände hatte sie gegen den Boden gestemmt. In ihrem Kopf tuckerte es. Ihre Gedanken drehten sich um Bill, und es war so schlimm, daß sie ihm nicht helfen konnte.

Die Worte ihrer angeblichen Freundin Jolanda hatte sie sehr gut behalten. Sheila wußte genau, was mit dieser verdammten Feier gemeint war. Das würde in so etwas wie einer Schwarzen Messe ausarten, und drei Models würden dem Teufel geweiht werden.

Sie stemmte sich auf die Füße. Plötzlich war dieser Weinkrampf vorüber und hatte einem anderen Gefühl Platz geschaffen, das ebenso stark und drängend war.

Einer wahnsinnigen Wut, einem unheimlichen Zorn auf diese verfluchte Gesellschaft.

Die Wut schaffte es auch, ihr Gehirn zu befreien und sie wieder logisch denken zu lassen. Es gab da einen gewissen Punkt, über den sie gestolpert war, der ihr aber erst jetzt so richtig in das Bewußtsein drang und ihre Logik schärfte.

Es ging um sie, es ging um Bill. Wie immer er auch davon erfahren hatte, daß sie sich in einer gewissen Gefahr befand, sie wollte einfach nicht daran glauben, daß Bill es versucht hatte, sie in einem Alleingang herauszuholen. Er gehörte zwar in seinem Reporterberuf zu den Einzelgängern, aber in gewissen Situationen tat er nichts auf eigene Faust. Dazu dachte er zu stark an seine Verantwortung und natürlich auch an seine Freunde John Sinclair und Suko.

Diese beiden Namen schossen Sheila ebenfalls durch den Kopf. Sie konnte sich gut vorstellen, daß Bill den Weg nicht allein gesucht, sondern sie mitgenommen hatte.

Aber warum war er dann allein gekommen und Jolanda zudem noch in die Arme gelaufen? Zufall?

Oder gehörte dies zu einer Taktik, die sich die drei Männer ausgedacht hatten?

Sheila steckte voller Zweifel. Sie wußte einfach nicht, was sie denken

sollte und befand sich in einem Zustand zwischen Angst und Hoffnung. Es konnte alles klappen, es konnte aber auch alles schiefgehen. Dies hier war ein Spiel mit höchstem Einsatz.

Sie erinnerte sich daran, daß ihr Jolanda gesagt hatte, sie wollte Bill ins Haus schaffen. Das mußte sie genau wissen, deshalb schlich sie geduckt auf das Fenster zu und spähte vorsichtig über die Kante hinweg nach unten.

Sie sah nichts mehr.

Kein ausgestreckt im Gras liegender Körper, aber auch nichts von Jolanda. Sie hatte ihr Versprechen eingehalten und Bill weggeschafft. Er mußte sich im Haus befinden, unten, im Atelier, das zweckentfremdet worden war.

Sicherlich hatten Jolanda und die Geisterfrau daraus einen Tempel für den Teufel geschaffen. Allein der Gedanke daran ließ bei Sheila eine eisige Kälte entstehen.

Einige Male bewegte sie die Lippen, und ihre Hände fuhren nervös über ihren Körper hinweg.

Schweiß lag klebrig auf ihrer Haut, sie war innerlich mehr als nervös, überspannt schon und überdreht. Und Angst quälte sie.

Jolanda hatte ihr nicht grundlos gesagt, wohin sie Bill schaffen wollte. Sie wartete also darauf, daß Sheila ebenfalls kommen würde, und sie hatte sich nicht verrechnet. Sheila Conolly war bereit, den Weg in die Höhle des Löwen anzutreten.

Noch wußte sie nicht, wie sie Bill helfen sollte. Er war bestimmt entwaffnet worden. Es gab schreckliche Rituale, die bei Schwarzen Messen durchgeführt wurden. Eine wichtige Rolle spielte dabei auch das Blut des Opfers.

Bills Blut…

Wieder schluckte Sheila. Sie würgte an dem unsichtbaren Kloß in ihrer Kehle und hatte während dieser schweren Gedanken kaum bemerkt, daß sie nicht im Zimmer war, sondern in den Flur gegangen war. In einen leeren Flur, einen Schlauch, einen Tunnel, an dessen Ende die einsame Lampe brannte.

Der bei Tageslicht so hell und freundliche Anstrich des Geländers und der Stufen wirkte in der Dunkelheit so kalt und abstoßend wie Eis.

Bei jedem Schritt, den sie ging, lauschte sie in die Tiefe hinein, aber dort blieb es still.

Kein Geräusch.

Eine gefährliche Ruhe…

Sheila hatte das Gefühl, zu ihrer eigenen Gruft zu gehen. In ihrem Magen bildete sich ein weicher Schlamm, der auch die Kehle hochstieg und nahe daran war, ihr den Atem zu rauben. Manchmal drehte sich auch die Dunkelheit vor ihren Augen, dann wieder nahm

sie normale Formen an, so daß sich Sheila auf den hellen Fleck konzentrieren konnte, der einen schwachen Schein in den unteren Flur warf, wo die einsame Lampe leuchtete.

Sie ließ die Treppe hinter sich, blieb stehen und bewegte den Kopf nach rechts und nach links. Natürlich wußte sie, wo sie hinzugehen hatte, es fiel ihr trotzdem schwer, die Richtung zu bestimmen.

Feinde… nur Feinde umgaben sie.

Selbst die Luft schien von ihnen erfüllt zu sein. Schmeckte sie nicht nach Schwefel und Grab oder nach feuchter Friedhofserde? Sheila wußte es nicht, die Phantasien spielten ihr Streiche, es war auch die Angst um Bill, die sie so reagieren ließ.

Auf dem Weg zu ihrem Ziel hörte sie das leise Quietschen, als in ihrer Nähe eine Tür geöffnet wurde.

Sheila blieb stehen.

Ein Schatten bewegte sich auf sie zu. Er erreichte den Schein der Lampe, und Sheila erkannte Jolanda. Im Licht wirkte ihr Gesicht gelblich wie altes Rinderfett. Die Lippen schimmerten blau und blaß. Sie hatte den Mund zu einem säuerlichen Lächeln verzogen, das alles andere als echt war.

»Komm mit!« flüsterte sie. »Komm mit mir. Du willst ihn doch sehen, deinen heißgeliebten Gatten.«

Sheila ging einen Schritt vor. Jolandas letzte Worte hatten sie aufgepeitscht.

»Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Er lebt…«

»Und?«

Sie winkte mit dem Zeigefinger und wirkte jetzt tatsächlich wie eine Hexe, die kleine Kinder zu sich heranholt, um sie in den Ofen zu stecken und zu braten.

Sheila ging vor. Neben der ›Freundin‹ blieb sie stehen. Wie eine fürsorgliche Amme legte ihr Jolanda einen Arm um die Schultern, gab einen sanften Druck und schob sie nach vorn, auf eine offene Tür zu, die allerdings so zur Seite gedrückt stand, daß Sheila sie erst umgehen mußte, um einen Blick in das Atelier werfen zu können.

In diesem Haus war ihr alles fremd geworden, sie selbst kam sich wie eine Fremde vor, als sie über die Schwelle gedrückt wurde - und stehenblieb, weil sie ein bestimmtes Bild sah, mit dem sie schon gerechnet hatte.

Bill war da und auch die drei Models.

Aber Bill war das Opfer.

Die drei Mädchen hatten ihn umstellt.

Sie waren seine Henker!

***

Die Dunkelheit gefiel mir nicht, und mein Freund Suko dachte ebenso. »Ist diese tiefgraue Schwärze eigentlich normal, John?«
»Im Prinzip schon.«
»Aber dich stört etwas?«
»Ja.«
»Und was?«
Ich schaute über eine Hecke. »Mich stört nicht die Dunkelheit, sondern die Tatsache, daß es einfach kein Licht gibt. Jedes Haus hat irgendwelche Außenleuchten, die in der Nacht leuchten. Hier aber ist nichts, gar nichts.«
Durch sein Schweigen gab mir Suko recht. Er war es dann auch, der voranging, weil er einen Weg suchen wollte, der uns an die Rückseite des Hauses führte.
Da sahen wir dann das Licht.
Es wurde nicht von einer Außenleuchte abgestrahlt, sondern drang aus den Fenstern.
Zum einen fiel der Schein aus einem Fenster im ersten Stock, zum anderen aber aus einem wesentlich größeren im Erdgeschoß. Und dieser hier sah wesentlich anders aus, denn es fiel kein normales Licht nach draußen, sondern ein Schein, der von einem Feuer - möglicherweise Kerzenlicht stammte, aber auch sehr gedämpft war, denn im Innern des Raumes hing vor der Scheibe ein Vorhang.
Suko deutete mit dem Finger dorthin.
Es lag auf der Hand, daß dies nur unser Ziel sein konnte. Wer sich so verhielt, der hatte etwas zu verbergen. Stellte sich nur die Frage, wie wir es anstellen sollten.
Einen zweiten Eingang suchen oder einfach durch den Haupteingang eintreten.
Bevor wir einen Entschluß fassen konnten, wurden wir beide abgelenkt. Nicht weit von uns und noch im Garten bewegte sich eine strahlende Laterne. Sie wurde von einer Gestalt getragen, die sich lautlos bewegen konnte.
Suko und ich schauten uns an.
Zu sprechen brauchten wir nicht. Wir verständigten uns durch Zeichen. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte. Im nächsten Augenblick war Suko wie ein Schatten mit der Nacht verschmolzen. Ich hörte nicht einmal seine Schritte, war dennoch beruhigt, weil ich wußte, daß er mir Rückendeckung geben würde.
Mit diesem sicheren Gefühl bewegte ich mich geradewegs auf die Gestalt zu.
Ich wußte nicht, wer sie war, aber ich konnte mir vorstellen, daß ich bald sehr dicht an die Lösung dieses Rätsels herantreten würde. Das Gewicht der Krone verteilte sich bei mir auf beide Hände. Ich hielt sie leicht vorgestreckt, nahm sie dann aber in die linke Hand und senkte

den Arm. So ging ich weiter.

Die Laterne bewegte sich vor und zurück. Aber ihr Schein wurde nicht deutlicher. Ein Beweis, daß die Gestalt nicht mehr ging, im Gegensatz zu mir, denn ich wollte wissen, wen ich da vor mir hatte.

Und dann schälte sie sich aus der schlammgrauen Finsternis hervor. Es war eine Frau, es mußte einfach eine Frau sein, denn die Haare standen dicht wie lange, weiße Aschefäden von ihrem Kopf ab, als hätten sie sich bei meinem Anblick gesträubt.

Darunter sah ich ein bleiches Gesicht, das dennoch dunkel wirkte, wahrscheinlich deshalb, weil es von unzähligen düsteren Falten durchzogen wurde. Hinzu kam eine dicke, knochige Nase, den Mund konnte ich nicht erkennen, dafür die Augen, vielmehr eines, denn das rechte war nicht vorhanden. Statt dessen schaute ich in ein dunkles Loch, das jemand in den Kopf hineingebohrt zu haben schien.

Mit diesem Anblick kam ich zunächst nicht zurecht, bis mir - einfiel, daß sich einige Dinge in diesem Fall um eine bestimmte Person gedreht hatten, die umgebracht worden war.

Um Lady Diane Bancroft.

Keine Ahnung, denn Geister sahen normalerweise anders aus. Sie waren wie Nebel, an vielen Stellen durchscheinend. Das war bei ihr hier nicht der Fall.

Ich schaute sie an.

Sie bewegte sich nicht mehr. Auch die Laterne war zur Ruhe gekommen. Sie schuf dicht über dem Boden einen gelben Fleck.

Nicht mehr als zwei lange Schritte trennten uns, und ich verkürzte die Distanz noch mehr durch einen kleinen Schritt. Dabei stellte ich eine Frage. »Lady Bancroft?«

Durch die Gestalt ging ein Ruck, dann nickte sie.

Ich lächelte. »Das ist wunderbar, daß ich Sie hier treffe, Lady. Ich soll Sie von einem Mann grüßen, den Sie sicherlich kennen…«

»Wer ist es?«

Sie konnte sprechen, was mich ebenfalls überraschte. Ich lauschte dem Klang ihrer Stimme und konnte sie beim besten Willen nicht als menschlich einstufen. Vielleicht hörte es sich ja so an, wenn Geister sprachen. Sie redete mehr wie eine zischende Schlange, aber das war nicht wichtig, da ich ihr noch eine Antwort geben mußte.

»Er heißt Elliot Bates!«

Da drehte sie durch!

***

Im ersten Augenblick befürchtete ich, sie würde mich angreifen wollen, ich stellte mich schon auf eine Abwehr ein, aber sie reagierte so, daß es ausschließlich sie betraf.

Der Kopf flog so heftig zurück, daß ich befürchtete, er würde

abfallen, dann kippte er wieder nach vorn und schwang in einem Nicken aus. Die gesamte Gestalt zuckte, und in der schwarzen Augenhöhle sah es aus, als würde dort dunkles Wasser kreisen.

Durch ihren Körper rasten Ströme von Haß. Ich brauchte überhaupt nichts zu tun. Wenn sie auch weiterhin so reagierte, würde sie sich schon selbst vernichten.

Ihre knochige Gestalt zuckte, als wären gewaltige Stromstöße dabei, die Knochen unter Feuer zu setzen. Der Mund klaffte auf. Zwischen den Lippen tanzte etwas Dunkles, Klumpiges, wahrscheinlich die Zunge dieses unheimlichen Wesens.

Mich erwischte der Laternenschein in zuckenden Intervallen. Das Licht tanzte über meine Hosenbeine, und ich spürte auch den Haß, der von dieser Gestalt ausging.

Ein Name hatte sie so reagieren lassen.

Ich wartete ab, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dabei ließ ich meine Blicke auch durch die Umgebung wandern. Hinter einem Busch erschien das bleiche Gesicht meines Freundes Suko. Durch eine knappe Geste gab ich ihm zu verstehen, daß er sich zurückhalten sollte. Er nickte und war mit mir der Meinung, daß wir bereits einen Schritt vor der Lösung des Falles standen.

Lady Bancroft beruhigte sich wieder. Sie stierte mich an. In ihrem Gesicht zuckte es. Auf mich machte es den Anschein, als würde es jeden Moment auseinanderfallen wie Rinde von einem alt gewordenen Baumstamm. Auch die Haare bewegten sich. Sie flatterten und vibrierten wie hauchdünne Finger.

»Er« zischelte sie, »er…«

»Ich kenne ihn!«

»Wo ist er?«

»Tot!«

Die Frau ließ die Laterne fallen. Sie kippte um. Das Licht sah aus wie ein heller kleiner Teich. Und dann sprudelte so etwas wie ein Geständnis aus ihrem Maul hervor. Sie redete schnell, als wollten sich die Worte gegenseitig einholen, und ich hatte Mühe, sie überhaupt zu verstehen. »Er war bei mir. Ich habe ihn als Diener eingestellt. Ich habe ihn in die Geheimnisse der Teufelsmagie eingeweiht. Ich habe ihm erzählt, daß mich der Teufel zu einer Königin machen wollte. Ja, er wollte mich krönen, er wollte mir die Krone aufsetzen. Ich habe einen Fehler begangen, als ich ihn in mein Haus aufnahm. Er hat mir genau zugehört, er hat alles behalten, sich nicht zu erkennen gegeben und seine Pläne für sich behalten. Dann aber in einer dunklen Nacht - ist er zu mir gekommen und hat mich in das kleine Gartenhaus getrieben. Angeblich wollte er mir etwas zeigen. Das hat er auch getan. Er zeigte mir ein mächtiges Beil, und ich wußte sofort, was er damit vorhatte. Aber ich war nicht schnell genug. Er schlug mit dem

Beil auf mich ein. Immer und immer wieder. Er hat mich regelrecht zerhackt und zum Schluß hat er mir noch den Schädel gespalten. Später hat er meine Knochen genommen und sie in einem großen Kübel verscharrt. Er nahm die Krone an sich und verschwand.«

Plötzlich lachte sie kratzig, und ihr Mund sah aus, als wäre er von zahlreichen Spinnweben gefüllt.

»Dann beging er einen Fehler. Er dachte nicht mehr daran, daß mich der Satan zu einer Königin hatte krönen wollen. Die Krone besaß er, aber das Wissen des Teufels steckte in *mir*. Ja, er hat mir nicht nur das Wissen gegeben, sondern auch eine gewisse Kraft, die stärker war als der Tod. Das hat er mir immer gesagt, und nun, als ich tot war und es meinen Körper nicht mehr gab, konnte er den Beweis antreten. Ja, er löste sein Versprechen ein. Ich entstand wieder, ich entstand als Geist, ich entstand auch mit dem einen Auge, denn das rechte hatte ich durch einen Unfall verloren. Niemand wußte, daß ich in einer anderen Ebene lebte, in diese jedoch immer wieder zurückkehren konnte, wenn ich es für nötig hielt. Mein Haus wurde verkauft, es machte mir nichts aus. Ich war froh, als Jolanda als Mieterin einzog, und ich beschloß, dem Teufel meine Dankbarkeit zu zeigen. Ich wollte ihm Diener und Dienerinnen zuführen. Jolanda und auch andere. Das ist mir gelungen. In dieser Nacht werden sie das erste Blutfest feiern. Das Opfer liegt bereits auf dem Altar. Ein weiteres wird folgen, und die drei Teufelsmädchen werden das Blut schlürfen und das Fleisch der…«

»Hör auf!«

Mein scharfer Ruf erschreckte sie dermaßen, daß sie tatsächlich still war.

Ich wußte, daß wir Todfeinde waren. Sie würde versuchen, mich zu töten, aber zuvor wollte ich ihr einen letzten Trumpf zeigen. Noch hatte ich ihn zurückgehalten.

»Für Menschenohren ist es nicht gut. Aber ich bin Mensch und Geist, ich bin eine Tote und ein Geist, ich kann mich zwischen den Ebenen bewegen, ich bin…«

»Was ist mit der Krone?«

Sie hörte auf zu sprechen. Statt dessen senkte sie den Kopf. In ihr linkes Auge trat ein lauernder Ausdruck, gerade so, als wollte sie mir nicht trauen.

»Was soll mit ihr gewesen sein?«

»Du hast sie gemocht?«

»Gemocht?« rief sie und drehte sich auf der Stelle. »Ich habe sie nicht nur gemocht, ich habe sie geliebt. Die Krone und ich waren die Herrscher. Unsere Kraft durchströmte das Haus und den Garten. Wir haben uns zusammengetan und…«

»Ich kenne die Krone«, sagte ich.

»Du? Nein!« Sie schüttelte den Kopf mit den Spinnenhaaren. »Das

glaube ich dir nicht.«
»Doch.«
»Der Verräter Bates hatte sie.«
»Aber ich habe ihn gestellt und verletzt. Ich war auch dabei, als er starb.«
»Wie kam dieses Schwein um? Hat er gelitten, geschrieen?«
»Die Rache der Hölle hat ihn getroffen«, erwiderte ich, ohne dabei auf Details einzugehen.
»Das ist gut, das ist gut.« Das linke Auge leuchtete auf, als wäre es in einen Bann geraten.
»Dann war da noch die Krone.«
Etwas an meiner Stimme mußte sie mißtrauisch gemacht haben, denn sie beugte sich vor. »Ja, was ist mit der Krone?« flüsterte sie. »Hat er sie nicht mit in sein Grab genommen?«
»Nein, hat er nicht.«
»Was denn?«
»Jemand nahm sie ihm ab.«
»Wer? Wer nahm sie ihm ab!« Sie zuckte plötzlich, weil sie so nervös war.
»Ich!«
Dieses eine Wort hatte ihr ausgereicht, um beinahe durchzudrehen. Sie stemmte sich auf die Zehenspitzen, riß ihre Arme ebenfalls in die Höhe und spreizte die Hände.
Ich sagte nichts mehr. Dafür bewegte ich meinen linken Arm und schob ihn langsam nach vorn.
Lady Bancroft war noch zu sehr mit sich selbst und mit ihren Gedanken beschäftigt, so daß sie zunächst auf die Bewegung achtete.
Das aber änderte sich.
Plötzlich fror ihr Blick ein.
Zuerst das linke Auge, dann das Gesicht. Jetzt glichen die Züge einem tatsächlich nicht mehr menschlichen Wesen. Sie stierte auf das ziemlich zusammengeschmolzene Ding, aber das machte ihr nichts mehr aus, denn sie erkannte, um was es sich handelte.
»Die Teufelskrone!« jaulte sie. »Meine Krone, das Zeichen der Königin, das Zeichen des Sieges!«
»Sehr richtig!« bestätigte ich.
»Gib sie her!« fuhr mich dieses Mensch-Geistwesen an.
Ich schüttelte den Kopf.
Diese stumme Antwort reichte Lady Bancroft aus, um sich auf mich zu stürzen…

***

Sie hatten Bill Conolly ausgezogen und nackt auf den Schneidertisch gelegt. Irgend jemand hatte seinen Körper mit einer öligen, grünen

und stinkenden Flüssigkeit eingerieben und auch dafür gesorgt, daß sich der Reporter nicht mehr rühren konnte. Jedenfalls lag er unbeweglich auf dem Rücken, und den Nackten umstanden die drei Models, deren Kleidung ebenso ausgefallen war wie deren Gesichtszüge.

Sie waren vereist. Das Böse hatte sie hart werden lassen. Nur in den Augen hatte sich so etwas wie Leben festgesetzt, aber auch das konnte nur als furchtbar bezeichnet werden.

Sheila nahm den Anblick in sich auf. Sie brauchte nur wenige Sekunden, dann aber wollte sie vorlaufen, um ihrem Mann beizustehen. In derselben Sekunde reagierte auch Jolanda.

Sheila spürte den kalten Druck im Nacken, und sie wußte, daß es die runde Mündung einer Pistole war. »Ich habe sie deinem lieben Mann abgenommen, Darling!« flüsterte die Mode-Designerin mit scharfen Worten. »Du weißt, was das bedeutet. Wenn du dich nur einmal falsch bewegst, schieß ich dir in den Kopf.«

»Ja!« hauchte Sheila, »ja…« Dann rang sie krampfhaft nach Luft. »Aber warum, Jolanda? Warum das alles? Was ist in dich gefahren? Was hat dich so anders werden lassen?«

»Die Lady…«

»Ihr Geist!«

»Auch er«, gab Jolanda zu. »Sie kam zu mir und erklärte mir, daß ich ihre Kräfte bekommen könnte. Ich und die drei Mädchen, die sie schon vorher beeinflußt hatte. Sie fragte mich nur, ob ich wollte und ob ich auch bereit war, Opfer zu bringen. Ich wollte beides.«

»Dann ist Bill das Opfer?«

»Das erste. Du wirst das zweite sein. In wenigen Minuten wird es keine Conollys mehr geben. Es ist das Blut für die Lady und für den Teufel. Dieses Haus soll nicht nur eine Arbeitsstätte sein, es soll wieder zu dem werden, was es einmal gewesen ist. Hast du verstanden, Sheila? Ich will das Haus wieder so haben wie früher…«

»Ja, ich weiß…«

»Wie schön, wie schön. Und deshalb wirst du zuschauen, wie wir ihm und ihr das erste Opfer bringen!«

Kalter Schweiß lag auf Sheilas Körper. Sie hätte schreien können vor Angst, es hätte sie möglicherweise auch erleichtert, doch ihr Mund war geschlossen und blieb es auch.

Ihr flüchtiger Gedanke galt für einen Moment John Sinclair und-auch Suko. Da hatte sie sich wohl geirrt. Bill war allein gekommen, er hätte sich jetzt auf die Freunde verlassen sollen.

Jolanda Norman hatte das Kommando übernommen. Die Stoffe waren vom Tisch geräumt worden, damit der nackte Körper genügend Platz hatte. »Fangt an!«

Darauf hatten Katie, Margot und Freya nur gewartet. Ihre

Bewegungen wirkten wie einstudiert, als sie an eine Stelle griffen, die von Sheilas Standort nicht einsehbar war, weil sie durch Bills Körper verdeckt wurde. Katie hielt in der linken Hand den Stab, sie klopfte zweimal auf den Boden, wieder erhellte sich der kleine Totenschädel an der Spitze, und dann packen drei Hände gleichzeitig zu.

Sie holten die Instrumente hervor, die neben Bills Körper gelegen hatten.

Messer!

Schwarze Klingen und helle Griffe. Ein Gegensatz wie Tag und Nacht und das absolute Grauen.

Sheila krampfte sich zusammen. Die Gestalt ihres Mannes verschwamm vor ihren Augen. Obwohl sich die drei Teufelsmädchen nur langsam bewegten, kam es ihr so schnell vor, als würde die Zeit mit einer rasenden Geschwindigkeit vergehen.

Die Spitzen der Klingen schwebten an drei verschiedenen Stellen über Bills nacktem Körper.

Einmal über der Kehle, von Katie gehalten.

Dann über der Brust, von Margot umklammert, die ihr Gesicht zu einer wilden Fratze verzerrt hatte, während Katie fast bewegungslos niederschaute.

Zuletzt über dem Bauch, und dieses Messer gehörte Freya. Sie machte dabei den Eindruck einer grinsenden Puppe.

Sheila kam dieses Bild so schrecklich und gleichzeitig auch so irreal vor, daß sie es nicht wahrhaben wollte. Ihr Verstand allerdings signalisierte ihr das Gegenteil. Es stimmte, sie bildete sich nichts ein, der nackte Körper mit den drei über ihm schwebenden Messern war keine Halluzination, sondern echt.

Bill rührte nicht den kleinsten Finger. Der Schlag mit der Lampe oder aber die stinkende Salbe mußten ihn betäubt haben. Die drei Models erinnerten ebenfalls an Salzsäulen. Sie warteten auf den Befehl ihrer Herrin, aber Jolanda ließ sich noch Zeit. Sie hielt weiterhin die Waffe des Reporters fest und drückte die Mündung in die Haut des Nackens.

Sheila bebte. Sie dachte daran, daß man Jolanda vielleicht mit Worten beikommen konnte, aber ein Versuch würde sich nicht lohnen. Sie steckte zu tief darin. Sie hatte eine andere, eine neue Welt kennengelernt und war von ihr fasziniert.

Sheilas Wangen waren naß geworden. Sie konnte den Tränenstrom nicht stoppen. Ihr Körper war in der letzten Minute zu einem hochsensiblen Instrument geworden. Sie spürte genau, daß sich hinter ihrem Rücken etwas tat, obgleich sich die Frau nicht bewegte. Aber sie strömte etwas aus, das möglicherweise einen Adrenalinstoß in ihr erzeugt hatte und sie deshalb einen bestimmten Geruch ausströmte.

Sheila hatte sich nicht getäuscht. Es mochte auch an der winzigen Bewegung der Mündung liegen, die ihr signalisierte, daß es in den

nächsten Sekunden geschehen würde.
»Er muß sterben, Sheila, und zwar…«
Das letzte Wort drang nicht mehr über ihre Lippen, denn plötzlich trat etwas ein, womit keine der Personen gerechnet hatte.
Mit einem lauten Krach zersplitterte die Scheibe. Gleichzeitig flogen die beiden Vorhanghälften auseinander, und raketenartig jagte jemand in den großen Raum hinein…
Die Geisterfrau hatte alles auf eine Karte gesetzt. Es gab einfach nur noch die Krone für sie. Wenn Lady Bancroft dieses Instrument in ihren Besitz bekam, konnte sie alles ändern.
Und ich ließ sie kommen.
Dabei achtete ich nicht auf Sukos Schrei. Eine Klaue schoß auf die Krone zu und umklammerte sie, wobei sie keine Rücksicht auf die Metallspitzen nahm, von denen sich einige verzogen und andere sich auch verbogen hatten.
Der Griff war fest, hart…
Meiner aber auch.
Lady Bancroft zerrte daran. Sie brüllte mich an. Ich sah ihr Gesicht dicht vor mir. Da bewegte sich die Haut, und in den tiefen Falten schienen Würmer ihren Weg zu finden, um im rechten Auge zu verschwinden.
»Da hast du sie!« schrie ich. Gleichzeitig hatte ich das Kreuz aus der Tasche hervorgeholt und hakte die Kette gedankenschnell in dem Zackenrand fest.
Ich ließ die Krone los.
Lady Bancroft hielt sie fest. Der plötzliche Schwung katapultierte sie nach hinten.
Suko, der meinen Trick nicht mitbekommen hatte, schrie mich an, ob ich verrückt geworden war, während er gleichzeitig in die Hocke ging und auf die Geisterfrau zielte.
»Laß sie!« schrie ich. »Das Kreuz!«
Suko schoß nicht. Er ließ die Beretta auch nicht sinken. Wir beide schauten zu, was mit diesem verfluchten Zwitterwesen geschah, denn es mußte die Macht des Silberkreuzes deutlich zu spüren bekommen. Über die Krone hinweg flutete bereits ein blasser Silberschein, trotzdem ließ Lady Bancroft sie nicht los.
Sie drehte sich auf der Stelle.
Dabei schrie sie, und aus dem Augenloch rann eine dicke Flüssigkeit hervor, die dermaßen zuckte, als bestünde sie aus einem Strom von Würmern und Maden.
Eine gewaltige Kraft riß sie in die Höhe.
Wir beide rechneten damit, daß sie in der Luft zerfetzt wurde, und wir irrten uns.
Sie kippte nach hinten, lag waagerecht in der Luft und bekam einen

gewaltigen Schub, der sie auf das alte Haus zurasen ließ.

Und genau auf das große Fenster, hinter dessen Scheibe sich schwacher Lichtschein abzeichnete.

Sie hielt auch nicht an. Suko und ich, die wir ihren Flug verfolgten, hatten den Eindruck, daß sie noch an Geschwindigkeit gewann.

Eingehüllt in ein silbriggrünes Leuchten durchbrach sie das Fenster mit einem wahren Donnergetöse. Die unzähligen Scherben wirbelten noch durch die Luft, als wir uns bereits auf den Weg machten und ebenfalls auf das Fenster zustürmten.

***

Es ist wie im Kino, dachte Sheila, wo im letzten Augenblick noch etwas passiert und der Retter kommt.

In diesem Fall war es kein Retter, sondern die Geisterfrau, deren Körper mit einer immensen Wucht die Scheibe zertrümmert hatte und auf den Boden knallte. Sie schaffte es noch, zwei der Models von den Beinen zu reißen, aber auch das dritte Teufelsmädchen war irritiert, ebenso wie Jolanda Norman, denn Sheila spürte den Druck der Waffe plötzlich nicht mehr.

Sie tauchte zur Seite, wirbelte herum und hämmerte ihre Handkante auf das rechte Gelenk der ehemaligen Freundin. Jolanda brach in die Knie, sie wimmerte. Die Beretta war ihr aus der Hand gerutscht und lag am Boden. Nie zuvor hatte Sheila so rasch eine Pistole an sich gerissen. Mit ihr in der Hand lief sie auf die letzte zu, es war Katie, und schlug sie nieder.

Neben der Geisterfrau fand sie sich wieder. Sie wollte schießen, aber sie sah das Kreuz.

Nein! jubelte es in ihr. Dann wieder Ja! Er ist da. John ist gekommen, es war sein Kreuz.

Sheila wirbelte herum.

Bill lag jetzt vor ihr. Seine Augenlider flatterten, er würde wieder zu sich kommen. Sheila war es jetzt wichtig, die Frauen in Schach zu halten.

Die aber taten nichts mehr, denn sie konnten nur zuschauen, wie ihre große Hoffnung zusammensackte. Das heißt, noch einmal richtete sich Lady Diane Bancroft auf. Sie hatte es sogar geschafft, die Krone aufzusetzen, jedoch schief, und es sah aus, als würde sie jeden Moment zur Seite wegkippen.

Der Strom aus Maden und Würmern kroch noch immer aus dem leeren Auge. Er vereinigte sich mit denjenigen, die in der Gesichtsfalte umherkrochen und die alte Haut, die eigentlich keine mehr war, zerbissen. Lady Bancroft wurde aus ihrer Doppelexistenz herausgerissen und von der Macht des Kreuzes ins Nichts katapultiert.

Einen Augenblick später löste sich die Gestalt mit einem gewaltigen

Zischen auf.

Schatten irrten durch den Raum wie dunkle Tücher, doch auch sie waren sehr bald verschwunden.

Sheila Conolly aber sank über ihrem Mann zusammen…

***

So fanden Suko und ich die beiden vor, zusammen mit den vier Frauen, von denen keine gestorben war. Nur Jolanda hockte am Boden, hielt ihre Hand und weinte.

Katie Clapton blutete am Kinn und an der Lippe. Der Schlag mit der Beretta hatte ihre Haut aufgerissen. Der Totenschädel auf ihrem Stock war ebenfalls zersprungen. Seine Teile lagen am Boden und deuteten an, daß die Macht der Hölle wieder einmal gebrochen worden war.

Von der Geisterfrau war nichts zurückgeblieben. Suko, der seine Runde durch das Atelier gemacht hatte, konnte nur die Schultern heben.

Sheila lachte und weinte zugleich, während sie den Kopf ihres Mannes mit beiden Händen festhielt.

Auch ich lächelte. »Scheint, daß wir endlich mal wieder richtig gewonnen haben, Alter.«

Suko nickte mir zu. »Das scheint nicht nur so, das entspricht auch den Tatsachen.«

Was will man mehr, Freunde…?

ENDE des Zweiteilers